

Linolschnitt- Projekt 2011

**Fächerübergreifendes Projekt
Bildende Kunst und Deutsch**

Beylich

Klasse 6 B

**Internationale Märchen
Linolschnitte**

**Umsetzung eines Märchens in ein entsprechendes Bild mit Kernaussage.
Werte-Vermittlung international; Kennen lernen anderer Kulturkreise
kombiniert mit einem Ausflug in das Kunstmuseum Spendhaus
in Reutlingen mit Führung zu den Themen Holzschnitt und Drucktechniken.**



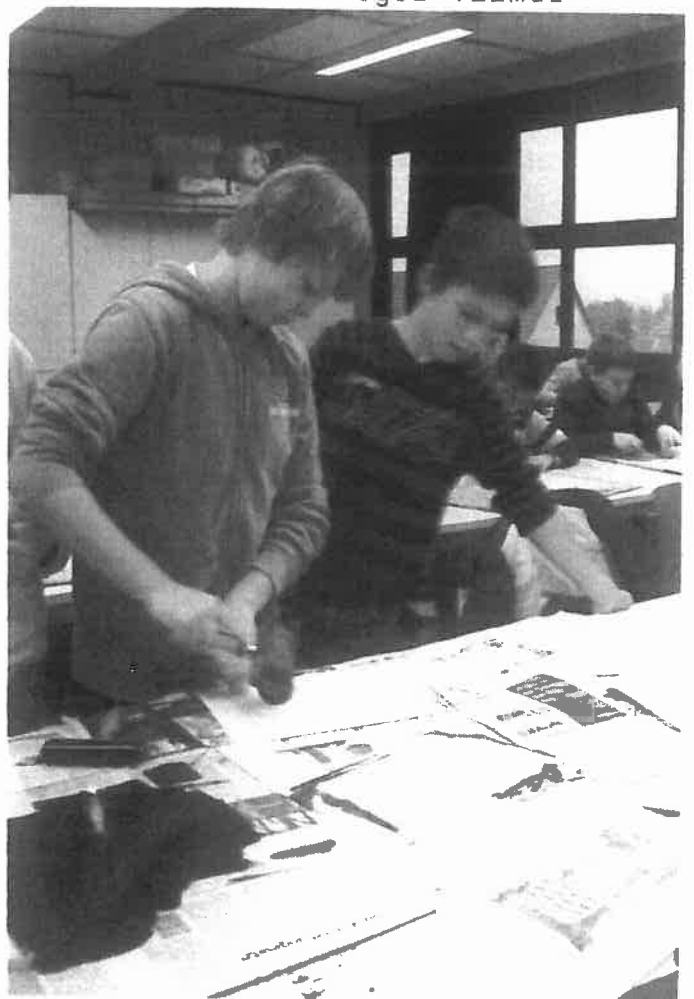
Zoe Weiß



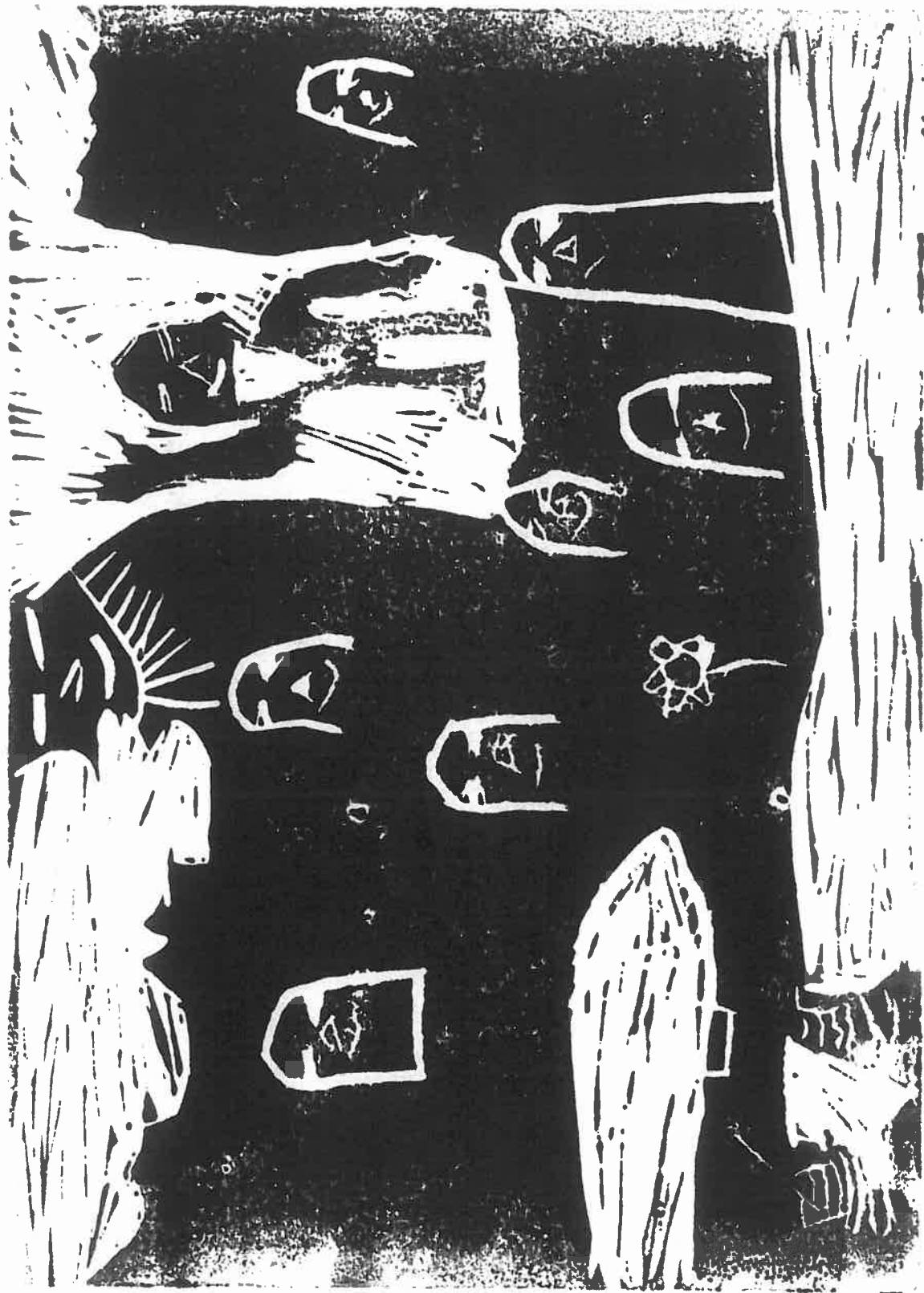
Oguz Yilmaz



Sabrina Nadler



Marcel Günther und Rafael Gort



Tom Bede 6B

Märchen aus Westafrika

zusammengetragen von Else Cornelius

Vorwort

Märchen zu erzählen ist in Westafrika ganz anders als bei uns. Es ist fast eine geheimnisvolle Sache und eigentlich nichts für Kinder.

Geschichten werden erst im Dunkeln erzählt nur bei Nacht - dann nämlich kommen die

Dämonen aus dem Urwald oder dem Busch und schlüpfen in menschliche Gestalt. Keiner

weiß aus welcher Richtung und wann sie kommen. Plötzlich sind sie da! Mitten im Dorf!

Die Kinder laufen zu ihren Müttern. Sie haben ein bisschen Angst, aber sie schlagen Alarm. Nun versammelt sich das ganze Dorf. Man kann sie im Dunkeln nicht zählen, weil

die Menschen schwarz sind. Aber zu jeder Laterne, die da anwackelt, gehören sicher 5 bis 8 Personen der Familie.

Irgendwo sitzen zwei junge Männer. Der Dorfchef begrüßt sie - sie fangen an zu erzählen.

„In einem Dorf gab es eine sehr, sehr schöne Frau“, sagt der erste Mann, der zweite antwortet: „Jo.“ - Er bejaht, bewundert oder hinterfragt den Erzählenden. Gespannte Stille, oder, wenn es lustig ist, lachen und kreischen sie. Alle hocken auf ihren Schemeln

oder auf dem blanken Sandboden des Dorfplatzes. Plötzlich fängt der Erzähler an zu singen, die Zuhörer antworten mit Gegengesang. Es klingt wunderschön. Nach jeder Geschichte wird gelacht und geklatscht. Dann erzählt einer aus dem Dorf, ein alter Mann,

ein junges Mädchen, eine Frau ... In alle ist jetzt ein Dämon gefahren. Jeder kennt hier

ein Märchen, jeder kann erzählen und findet einen der „Jo“ sagt. Er hat immer dankbare

Zuhörer. So geht es Stunde für Stunde ...

Man steht zwischendurch auf, nimmt seine Laterne, man geht, kommt wieder oder auch

nicht. Die Kinder werden leiser, sie schlafen neben ihren Müttern ein. Alte Männer husten, spucken, geben ihre Kommentare. Um Mitternacht ist alles vorbei. Übrigens - die

Spinne und der Hase - die sind immer klug. Die Hyäne ist die Dumme! Und jedes Märchen

hat eine Moral!





Haines

Zu der Zeit, als die 1 auf der Erde lebten, hatte der Sonnengott zwölf Schwestern als Frauen. Sie lebten mit ihm im Himmel; bei Tage leuchteten sie, die Nächte aber waren damals finster und 2. Die Menschen damals waren fromm und beteten jeden Tag in den 3. Eigentlich waren sie zufrieden, das Einzige, was sie beklagten, war das fehlende Licht der Nächte.

Einmal besuchte der Sonnengott die Menschen und fragte sie: „Wie geht es euch denn? Gibt es etwas, womit ich euch helfen kann?“ Freudig riefen sie: „Ja, das gibt es! Wir haben es immer sehr schwer in der Nacht, weil wir gar nichts sehen können. Gib uns doch ein 4!“

Der Sonnengott versprach es, denn diesen kleinen 5 konnte er gut erfüllen.

Nachdem er in den Himmel zurückgekehrt war, sagte er zu seinen Frauen: „Hört! Die Menschen haben sich beklagt, dass sie während der Nacht nichts sehen können. Ich habe beschlossen, dass immer 6 von euch bei mir sollen. Sie sollen mit mir wach sein und mit mir schlafen. Die anderen 7 sollen am Tage schlafen und nachts über die Himmelswiese 8. In einigen Jahren werden wir wechseln; dann sollen die Mädchen, die bei mir gewesen sind, nachts auf die 9 gehen, und die anderen sollen mit mir leben.“

So wie der Sonnengott den Befehl gegeben hatte, geschah es auch. Und die Menschen waren voller Freude, weil die sechs Mondmädchen ein 10 gaben, so dass man auch während der Nacht jagen oder fischen konnte.

Es verging einige Zeit. Die Mondmädchen aber waren sehr heißblütig, und die Zeit, da sie nicht mit dem Sonnengott schlafen konnten, machte sie noch 11 und 12. Sie konnten es nicht mehr erwarten, den Dienst mit ihren Schwestern zu tauschen. Endlich war es soweit, und der Sonnengott sagte zu jenen, die bei ihm waren: „Geht zu euren Schwestern und löst sie in ihrem Dienst ab.“

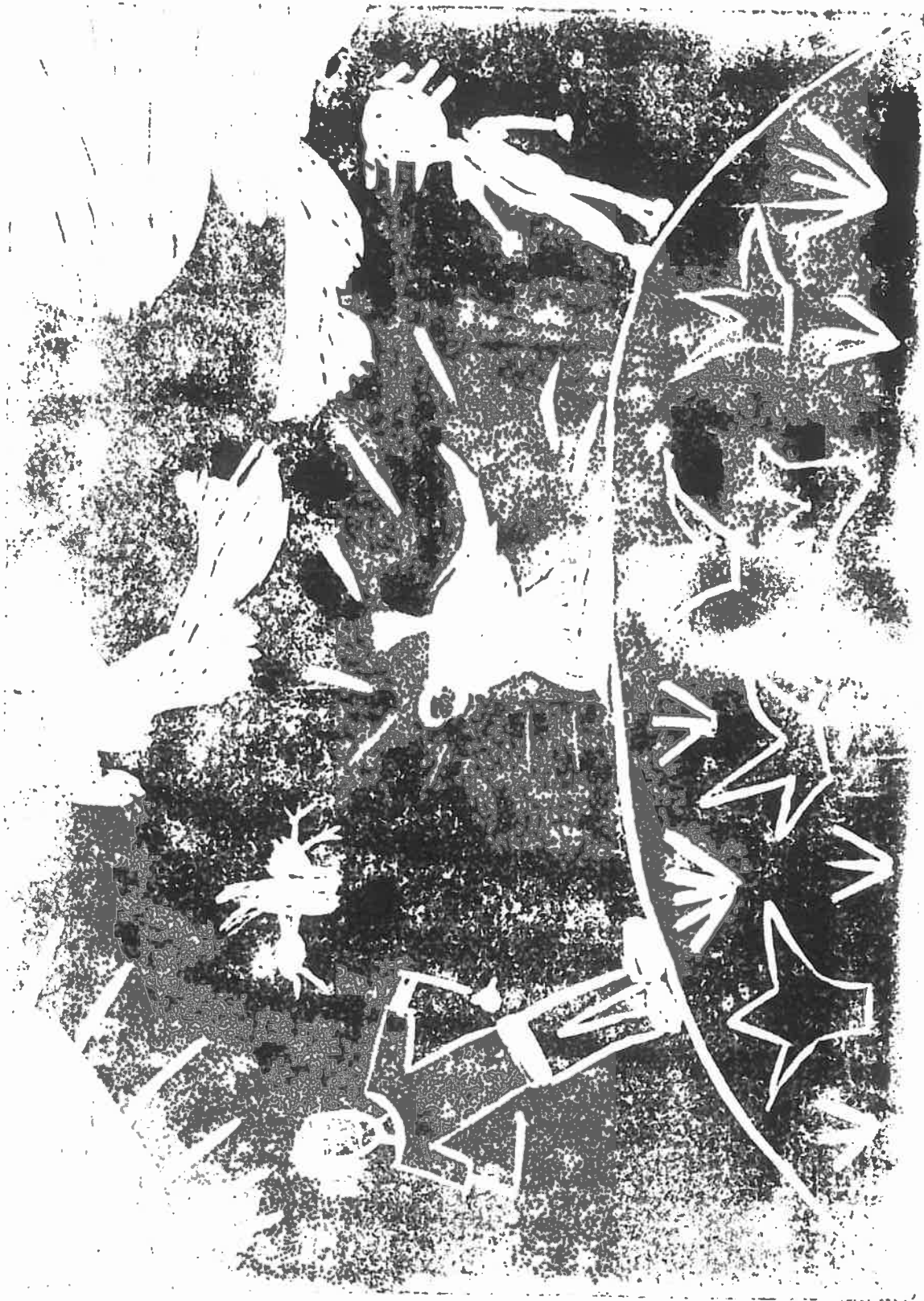
Als die sechs Mondmädchen, die in den Nächten geleuchtet hatten, zurück zum Sonnengott kamen, da wollte jede von ihnen zuerst auf sein 13. Sie stritten sich und prugelten sich bis aufs 14. Da der Sonnengott mitten unter ihnen war, wurde auch er gekratzt und geschlagen, bis er blutete. Seines und das

Blut der Mädchen tropfte auf die Erde hinunter, und wo es niederfiel, bildete sich auf einmal 15, wenn es Blut vom Sonnengott war, und 16, wenn es das Blut von einem der Mondmädchen war.

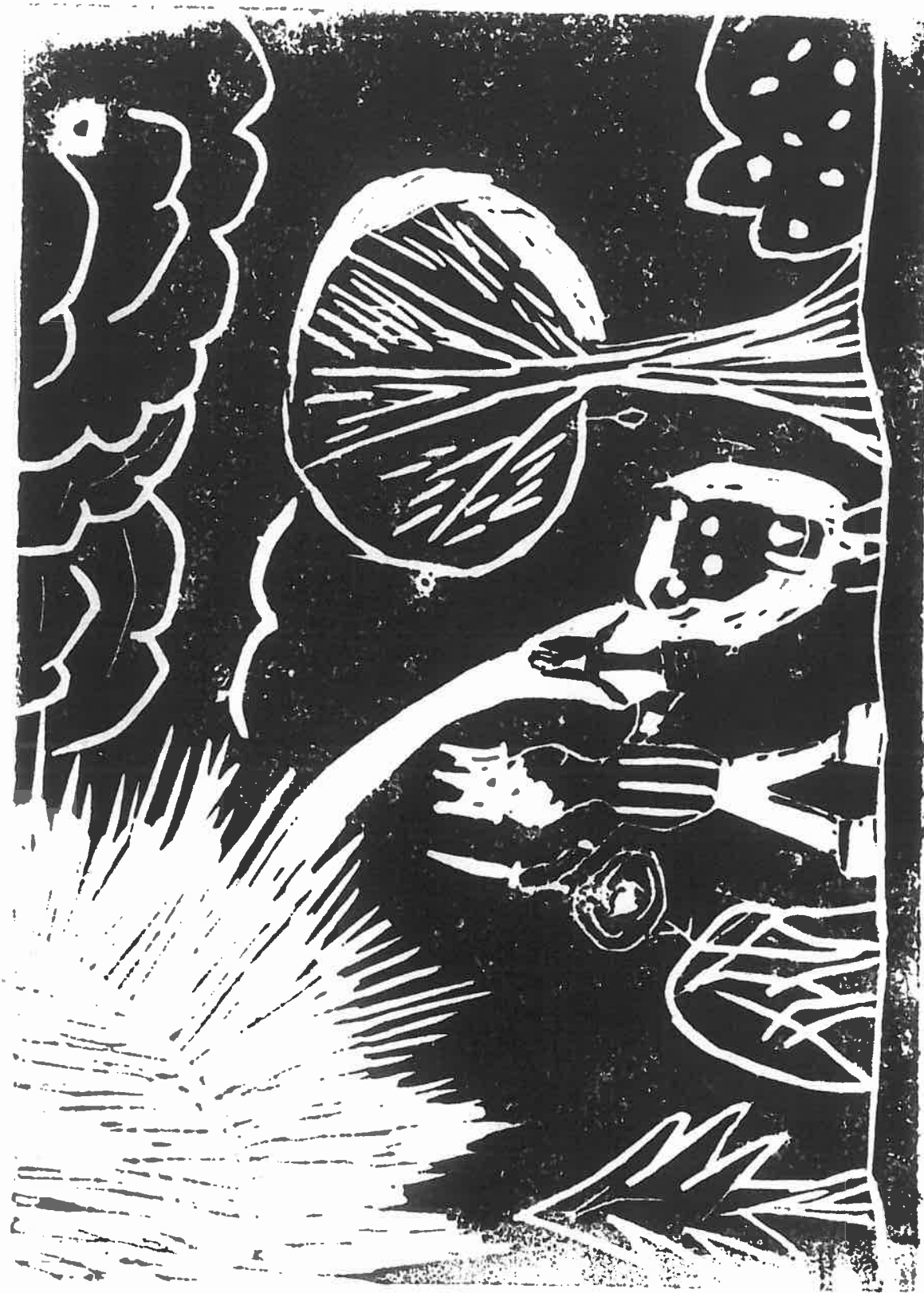
Der Sonnengott wurde sehr zornig, als er sah, wie sich die Mondmädchen um ihn rauten. Und in seinem 17 sagte er: „Von jetzt ab werden wir es anders machen, damit ihr nicht mehr übereinander herfällt. Es soll 18 in der Nacht leuchten, und das auch nur 19.“

hindurch. Die anderen sollen bei mir bleiben. Nach zwanzig Nächten geht die Nächste von euch, und löst die eine ab.“ So geschah es.

Wenn nun ein Mondmädchen, das seinen Dienst auf der Himmelswiese antritt, kommt, dann ist es so erschöpft, dass es ganz 20 ist und kaum leuchten kann. Nach einigen Tagen erholt es sich und wird ganz rund und 21 wie eine schöne Frau. Aber es dauert nicht lange, bis ihre 22 nach dem Sonnengott so groß wird, dass sie wieder schmaler wird. Sie sehnt sich so sehr nach ihrem Mann, dass sie schon vom Himmel verschwindet, auch wenn sie eigentlich noch ihren Dienst tun sollte. Und da die Schwestern einander so sehr lieben, verraten sie diejenige nicht, die früher heimkommt, denn jede zählt darauf, dass die anderen auch sie nicht verraten werden, wenn sie von ihrem Dienst verfrüht heimkehrt.



Eileen Bonoch 6B



Sven Friedebold 66

Die drei Citronen. (Eben daher.)

Es lebte einmal und zu einer gewissen Zeit ein König, der hatte einen sehr schönen Sohn. Dieser ging eines Tags auf die Jagd, und als er so durch Wälder und über Berge schweifte, gelangte er an einen Garten und war eben in Begriff hineinzugehen, doch da besann er sich plötzlich anders, denn er gewahrte viele wilde Thiere, welche unter einem Citronenbaume lagen und brüllten. Der Citronenbaum stand in der Mitte des Gartens, und an ihm hingen drei goldne Früchte, während seine Blätter verwelkt waren. Betrübt darüber, dass er die Citronen nicht bekommen konnte, kehrte der Jüngling wieder um. Auf dem Heimweg begegnete er einem Mönche, welcher seine Traurigkeit bemerkte und zu ihm sagte:

'Was weinst du denn und härmest dich,
Mein liebes, gutes Söhnlein?
Bist wohl bergauf bergab gestreift
Und nun erschöpft vom Hunger?'

'Nein,' antwortete der Königssohn.

'Doch einen Garten sah ich, der
In goldnen Früchten prangte,
Und hält die Wacht ein grimm'ger Leu,
Dass mir im Herzen bangte.'

'Fürchte dich nur nicht,' versetzte darauf der Mönch, 'ich bin der Gärtner dieses Gartens, und wenn du die goldnen Citronen abzuschneiden wünschst, so will ich dir sagen, wie du das anfangen musst. Höre mich an! Nimm recht viel Fleisch mit dir und wirf es dem Löwen und den übrigen wilden Thieren vor, da werden sie dich die Citronen nehmen lassen.' Der Jüngling küsste hierauf dem Mönche dankend die Hand und kehrte heim. Am andern Morgen aber stand er frühzeitig auf, versah sich mit Fleisch, wanderte wieder nach dem Garten, fütterte die wilden Thiere, schnitt, ohne von ihnen belästigt zu werden, die drei goldnen Citronen ab, steckte sie in seine Tasche und trat dann wieder den Rückweg an. Als er so dahin zog, ward er sehr durstig, und er beschloss die eine der drei Citronen aufzuschneiden, um durch ihren Saft sich zu erfrischen. Wie er aber schnitt, da sprang auf einmal eine schöne Jungfrau aus der Frucht heraus: die bat ihn um Wasser, und da er nicht im Stande war ihr welches zu geben, hauchte sie sofort ihr Leben aus. Sehr betrübt über diesen Vorfall zog der Jüngling seines Weges weiter. Da der Durst ihn fortwährend quälte, so schnitt er auch die zweite Citrone auf, und da ging's ihm ebenso, nur war das Mädchen, das heraussprang und dann verschied, noch schöner als das erste. Er beschloss nun die dritte Citrone so lange aufzuheben, bis er an eine Quelle mit Wasser käme. Als er endlich eine solche fand, schnitt er auch die dritte Citrone auf, und mit einem Male sprang ein wunderschönes Mädchen heraus, dessen Schönheit die Sonne verdunkelte. Da schöpfte der Königssohn eilig Wasser aus der Quelle, besprengte die Jungfrau damit und erhielt sie auf diese Weise am Leben. Schnell war sein Entschluss gefasst, sie zur Frau zu nehmen. Als er ihr aber diese Absicht mittheilte, sprach sie: 'Nein, geh erst allein nach Hause und erzähle deinen Eltern die Sache, mich aber lass einstweilen hier oben auf diesem Maulbeerbaum, dann komm zurück und hole mich ab. Aber sieh dich vor, dass deine Mutter dich nicht küsse, denn sonst wirst du mich vergessen.' Also hob sie der Königssohn auf den an der Quelle stehenden Maulbeerbaum und nahm unter Thränen von ihr Abschied. Er hatte sich noch nicht eine Viertelstunde weit entfernt, als eine Mohrin, die von ihrer Herrin abgeschickt war, um Wasser zu holen, an die Quelle kam. Als

diese im Wasser den Schatten des Mädchens erblickte, das auf dem Baume sass, vermeinte sie ihr eigenes Bild zu schauen und rief aus:

‘Ti sieh, wie wunderschön bin ich!
Und Wasser holen heisst man mich!’

Dabei warf sie ihren Krug zu Boden, dass er zerbrach, und kehrte nach Hause zurück. Und hier sagte sie das nämliche zu ihrer Herrin, der Lámnessa. Die schalt das Mohrenmädchen aus, machte sich aber dann selbst - denn sie merkte wohl, wie die Sache sich verhalten mochte - auf den Weg nach der Quelle. Dort angekommen gewahrte sie, als sie in die Höhe blickte, die Jungfrau auf dem Baume und sprach zu ihr: ‘Steig herunter, dass ich dich fresse.’ Jene aber antwortete: ‘Geh nach Hause, knete den Teig, backe und dann komm zurück, mich zu fressen.’ Da ging die Lámnessa wieder nach Hause, buk in aller Eile Brod und kehrte dann zurück, um das Mädchen zu fressen. Nachdem sie es vorher noch genöthigt hatte, ihr seine ganze Geschichte zu erzählen, frass sie es. Während ihrer Mahlzeit aber fiel, ohne dass sie's merkte, ein kleines Knöchelchen ins Wasser und verwandelte sich sofort in ein Goldfischchen. Nachdem nun die Lámnessa das Mädchen aufgefressen hatte, setzte sie an seiner Statt sich selber auf den Maulbeerbaum.

Verlassen wir jetzt die Lámnessa und wenden wir uns zum Königssohn! Der gelangte zu Hause an und hütete sich wohl davor, dass seine Mutter ihn küsste. Als er aber eben im Begriff war sein ganzes Erlebniss seinem Vater zu erzählen, versank er, ermüdet wie er war von dem weiten Wege, in Schlaf, und während des Schlafes küsste ihn seine Mutter. Als er dann am andern Morgen erwachte, da hatte er alle Erinnerung an die Geliebte verloren. So verstrichen sechs Monate. Da zog er eines Tags mit grossem Gefolge zu Pferd auf die Jagd und kam auf seinem Wege zufällig an den Maulbeerbaum, auf dem die Lámnessa sass. Als diese den Königssohn erblickte, stieg sie sofort vom Baum herunter und erzählte ihm alles, was geschehen war, indem sie sich selbst für das von ihm verlassene Mädchen ausgab. Jetzt kam ihm wieder die Erinnerung an das frühere Erlebniss, und obwohl ihm die grosse Veränderung der Geliebten auffiel, so nahm er doch an, dass die Sonne das bewirkt habe, fiel der Lámnessa zu Füssen, bat sie um Verzeihung, hob sie auf ein Pferd und brachte sie nach Hause. Noch am selbigen Abend liess er sich mit ihr unter grossen Feierlichkeiten trauen. Er hatte aber auch das Goldfischchen mitgenommen und behielt es in seinem Zimmer, denn er liebte es sehr. Da fasste die Lámnessa Verdacht gegen das Fischchen und war sehr eifersüchtig darauf. Sie sann und sann, wie sie es wohl tödten könnte. Sie stellte sich also krank und bestach einen Arzt, der musste aussagen, dass die Prinzessin nicht genesen könnte, wenn sie nicht das Goldfischchen zu essen bekäme. Der Königssohn hörte das zu seiner grossen Betrübniß, allein da es sich um die Gesundheit seiner Gemahlin handelte, so gab er seine Einwilligung dazu. Man schlachtete also das Fischchen, briet es und gab es der Kranken. Sobald diese es verzehrt hatte, fühlte sie sich wohler, und nach wenigen Tagen verliess sie das Bett. Die Gräten des Goldfischchens aber, die man in den nahen Garten der alten Wäscherin des Schlosses geworfen hatte, gingen hier auf als ein schöner Rosenstrauch, und daran blühte eine prächtige Rose. Eines Tages, als die Alte die Wäsche ins Schloss tragen wollte, kam sie auf den Gedanken, auch die Rose mitzunehmen, für welche sie ein paar Heller zu lösen hoffte. Aber in dem Augenblicke, da sie dieselbe schnitt, sprang ein liebliches Mädchen aus dem Rosenstrauch heraus und sprach zu der erschrockenen Alten: ‘Fürchte dich nicht, liebes Mütterchen, ich bin kein böses Mädchen. Sage aber ja niemandem, dass ich bei dir bin. Sieh, ich war einst eine Königstochter, nach meiner Geburt kamen meine Moeren und theilten mir das Los zu, dass ich das beste und schönste Mädchen von der Welt sein sollte. Aber als sie darauf wieder die Treppe unseres Hauses hinabstiegen, strauchelte die älteste von ihnen und fiel hin. Darüber erzürnten sie, kehrten wieder um und sprachen zu mir: was sie mir einmal zugetheilt, das sollte ich zwar behalten, aber sobald ich das dreizehnte Jahr erreicht, sollte ich

in eine Citrone verwandelt werden und in diesem Zustande so lange bleiben, bis jemand käme und mich erlöste. Da fand sich der Sohn des Königs hier; der befreite mich und erwählte mich zu seinem Weibe.' Nachdem die Jungfrau hierauf ihr weiteres Geschick erzählt, wie sie von der Lámnessa, der jetzigen Frau ihres Geliebten, gefressen, wie sie dann in ein Goldfischchen und hierauf in den Rosenstrauch verwandelt worden war, sprach sie zu der Alten: 'Trage jetzt deine Wäsche ins Schloss und nimm auch dieses Körbchen voll Rosen für den Königssohn mit. Doch sage ihm nichts von mir. Den Dienst aber, den du mir erweistest, will ich dir schon lohnen.' In diesem Körbchen befand sich unter den Rosen auch der Ring, den das Mädchen einst vom Königssohn erhalten hatte. Die Wäscherin besorgte den Auftrag, und als der Königssohn die Rosen aus dem Körbchen nahm, fand er auch den Ring. Da schöpfte er gleich Verdacht und sagte zur Alten, er werde am folgenden Tage sie besuchen, um etwas heimlich mit ihr zu besprechen. Freudig kehrte die Alte heim und überbrachte diese Botschaft dem Mädchen. Am nächsten Tage kam der Königssohn ganz allein in der Alten Wohnung, und da sagte diese zu ihm:

'Zeig ich dir die Geliebte dein,
Wirst du sie wiederkennen,
Sie, die dein Weib, die Lámnessa,
Durch deine Schuld gefressen?'

Nun führte sie rasch die Jungfrau vor ihn, und nachdem diese ihrem Geliebten alles erzählt, fiel er unter Thränen ihr zu Füßen, bat sie um Verzeihung und versprach ihr, dass er ihr Blut rächen werde. Hierauf brachte er sie sammt der Alten heimlich ins Schloss. Am andern Tage aber veranstaltete er ein grosses Gastmahl, zu welchem viele Herren und Frauen geladen waren, und unter den erstern viele Rechtskundige. Er lenkte das Gespräch auf Verbrechen und Strafen; und nachdem er sich lange über diesen Gegenstand mit seinen Gästen unterhalten hatte, wandte er sich an seine Gattin mit der Frage: 'Was für eine Strafe, meinst du wohl, soll ich über ein Weib verhängen, welches ein anderes gefressen hat?' Die Lámnessa stellte sich sehr entrüstet und erwiderte: 'Es soll in Stücke gerissen werden.' Da sprach der Königssohn: 'Du bist dieses Weib und sollst jetzt die Strafe erleiden, die du selber vorgeschlagen.' Nun führte er rasch seine Geliebte mit der alten Wäscherin herein und erzählte allen Anwesenden das Geschehene. Hierauf gab er den Befehl, die Lámnessa an vier trunken gemachte Rosse anzubinden, um von ihnen in Stücke gerissen zu werden. Nachdem dies geschehen, liess er sich mit seiner Geliebten trauen. Sein Vater zog sich jetzt zurück und überliess ihm seine Krone. Die alte Wäscherin aber ward wie die Mutter der jungen Königin betrachtet, und der Vater derselben legte, nachdem er alles erfahren, die Trauerkleider ab, öffnete sein Haus wieder und eilte dann in die Arme seiner Tochter, welcher er seine eigene Krone noch dazu gab.

Quelle: **Bernhard Schmidt**, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder. Leipzig 1877. S. 71 - 76.

(Nachdruck: Hildesheim, New York, 1978)

© 2009 by [illegible]



Driban 6B
Gjuraj



Rafael Gort 6B

Finnland-Lexikon M: Märchen aus Finnland

Vom sprechenden Baum

Ein Jäger verirrte sich im Wald und kam an einen grossen, grossen See. Aus dem tauchte ein riesiger Drachen auf. Der Jäger legte an.

"Erschiess mich nicht", bat der Drachen.

"Warum sollte ich das nicht tun", fragte der Jäger ein wenig ängstlich.

"Sieh, hinter mir kommt ein anderer Drachen. Der will mich fressen. Schiess ihm auf den weissen Fleck auf seiner Brust!"

Der Jäger tat wie ihm geheissen und er traf.

Der erste Drachen frass den zweiten. Dann sprach er zum Jäger:

"Setz dich auf meinen Rücken, ich bringe dich heim!"

Erst traute sich der Jäger nicht, dann gehorchte er.

Kurz vor dem Dorf setzte der Drachen den Jäger ab und meinte:

"Lass mich dir jetzt in den Mund blasen!"

Der Jäger erschrak und fing an zu weinen.

"Du brauchst keine Angst zu haben. Ich will dir nur Klugheit einhauchen.."

Und so liess der Jäger es dann geschehen.

Als er zu seinen Brüdern nach Hause kam, forderte er sie auf:

"Lasst uns die Pferde einspannen. Wir wollen eine goldene Schale aus dem Wald holen!"

Den halben Tag zogen sie durch den Wald ohne fündig zu werden. Die Brüder waren sauer und fingen an zu murren.

"Warum hast du uns nur hierher geführt!"

Auf einmal aber raunte ein grosser Baum:

"Hier unter meiner Wurzel liegt die goldene Schale."

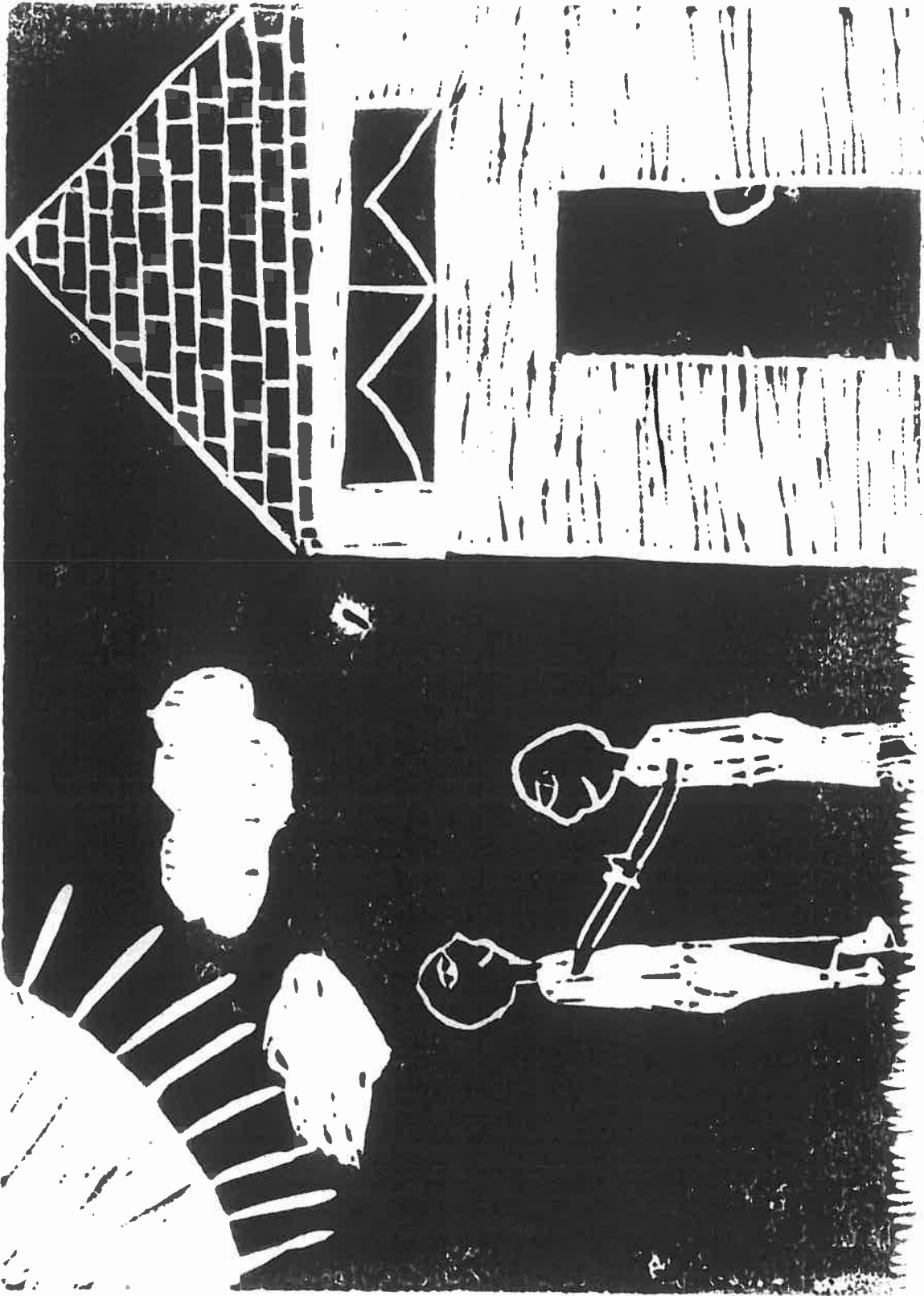
Sie gruben sie aus und siehe da, als sie zu Hause ankamen, war sie mit unzähligen Goldstücken gefüllt.

Als die Brüder wieder in den Wald gingen, um den Baum zu fällen, sprach dieser:

"Nehmt mich als Türpfosten!"

Sie taten es.

Von nun an mehrten sich Pferde und Kühe auf dem Gehöft und auch das Brot wurde niemals alle.



Vanessa Gröger 6B

Juan Hexenmeister

Juan, der Bauernjunge, der in einem kleinen Dorf lebte, wurde von allen nur "großer Schlingel" gerufen. Eines Tages beschloss er etwas Besonderes, nämlich Hexenmeister, zu werden. Er ging also zu einem alten, weisen Mann und bat ihn um Unterricht. "Wenn du Hexenmeister werden willst, musst du erst dreimal drei Jahre Hexenmeisterlehrlinge, dann dreimal neun Jahre Hexenmeister sein und dann darfst du die Hexenmeisterprüfung machen."

Juan willigte ein und begann seine Lehre. Er lernte, wie man Leuten Goldmünzen aus Ohren, Nasen und Taschen zieht, wie man weiße Kaninchen unter einem Hut hervorholt und wie man Kindern die Langeweile wegzaubert. Nach drei Jahren meinte er genug zu wissen, dankte dem Hexenmeister und zog fort. Er wanderte durchs ganze Land, zeigte überall auf den Dorfplätzen seine Kunststücke und wenn ihn jemand fragte, wer er sei, antwortete er: "Ich bin Juan Hexenmeister, der größte Hexenmeister. Aber hier zeige ich nur meine kleinen Künste, die großen sind nicht für alle Tage."

Bald sprach man im ganzen Land von Juan Hexenmeister. Auch der König hörte von ihm und ließ ihn rufen. Als Juan vor ihm stand, dachte der König: Wie ein Hexenmeister sieht der Bursche nicht aus, eher wie ein großer Schlingel.

"Juan Hexenmeister, vor einer Woche wurde mir mein schönster Ring gestohlen", wandte sich der König an Juan. "Für Dich mit deinen Hexenkünsten wird es sicher leicht sein, ihn wieder herbeizuzaubern. Damit dir niemand helfen kann, werde ich dich in ein tiefes Kellerloch sperren lassen und dir drei Tage Zeit geben. Wenn du mir den Ring beschaffst, sollst du Hofhexenmeister werden, schaffst du es nicht, lasse ich dir den Kopf abschlagen."

Juan, in seinem Kellerloch, meinte nur noch drei Tage zum Leben zu haben, denn so einen schwierigen Trick hatte er in der kurzen Lehrzeit nicht gelernt.

Den Ring des Königs hatten drei seiner Diener gestohlen. Am Abend brachte der eine Diener dem Juan Hexenmeister das Abendmahl. Juan dachte, dass nun der erste von seinen letzten Tagen vorbei war und seufzte: "Da geht der erste hin, so wahr ich Hexenmeister bin!"

Der Diener hörte Juans Worte und dachte er sei gemeint. Zitternd rannte er davon und lief zu den zwei anderen Dienern und erzählte alles.

"Ach", meinten die beiden anderen, "das hast du sicher nur geträumt!"

Am nächsten Abend brachte der zweite Diener das Abendmahl. Als er gerade gehen wollte, hörte er Juan seufzen: "Da geht der zweite hin, so wahr ich Hexenmeister bin!" Auch dieser Diener dachte, er sei gemeint und berichtete den anderen davon. Der dritte Diener meinte: "Das hast du bestimmt falsch verstanden!"

Als am nächsten Abend der dritte Diener das Essen zum verzweifelten Juan brachte, seufzte dieser: "Da geht der dritte hin, so wahr ich Hexenmeister bin!"

Da erschrak der Diener gar fürchterlich, fiel auf die Knie und gestand alles.

Juan befahl: "Kommt alle drei zu mir, bringt mir den Ring und ich werde euch nicht verraten! Solltet ihr aber wieder Lust zum Stehlen bekommen, denkt daran: Ich bin der größte Hexenmeister..."

Als der König erfuhr, dass Juan die Probe bestanden hat, ließ er ihn aus dem Kerker holen und wollte ihn zum Hofhexenmeister ernennen. Juan aber wollte nicht. Was wenn ihn der König ein zweites Mal auf die Probe stellen würde. So einfach käme er dann nicht mehr davon.

Der König belohnte Juan reich und ließ ihn ziehen. Juan kehrte in sein Heimatdorf zurück, kaufte sich ein schönes Haus, Felder und Wiesen. Und wenn die Kinder sich langweilten, führte er ihnen seine Kunststücke vor. „ Was für ein Glück“, sagten die Dorfleute, „dass unser großer Schlingel heimgekommen ist.“



Marcel Günther 6B

Wie der Schmied ins Paradies kam

Ein Dorfschmied hatte einen schönen Weinberg. Alle Jahre füllte der ihm bald mehr, bald weniger, manches Mal aber sogar hundert Fässer Wein. Doch in einem Jahr vernichtete ein Hagelschlag gerade vor der Weinlese fast die gesamte Ernte. Der Schmied ging zum Weinberg, um sich den Schaden zu besehen. Er pflückte die wenigen Trauben, die verschont geblieben waren, und kelterte daraus 5 Liter Most. Den füllte er in ein Fässchen und beschloss: „Nachdem mich nun schon dieses Unglück betroffen hat, will ich den süßen Most nehmen und ihn mit den ersten, der mir unterwegs begegnet, austrinken.“ Er machte sich auf den Weg, und bald kam ihm ein Unbekannter entgegen. Ohne auf einen Gruß zu warten, trat er auf den Schmied zu und sagte: „Schmied! Nach dir habe ich ausgeschaut. Ich war bei dir zu Hause, aber man sagte mir, du seist im Weinberg, so bin ich dich suchen gegangen.“ Ahnungsloser Schmied fragte: „Wer bist du, und was willst du von mir?“ Ich bin der Tod und will dich holen.“ Der Schmied erschrak, fasste sich aber wieder und sprach: „Ach lieber Tod! Dieses Jahr ist mir die Weinernte verhagelt. Manchmal habe ich hundert Fässer mit Wein gefüllt, aber dieses Jahr ist es nur noch eins. Deswegen will ich den Most mit dir austrinken. Deshalb bitte ich dich schlag es mir nicht ab. Komm, setzt dich, wir wollen das Fässchen austrinken. Danach mach mit mir, was du willst!“ Der Tod war zufrieden. Der Schmied aber überlegte immerzu, wie er sich aus der Schlinge ziehen könnte. Immerhin hörte er wie die Leute erzählten, für ihn gäbe es keine Hindernisse und genau das wollte er sehen bevor er stirbt. Und so schlau wie er war, sagte er zum Tod: „Kannst du zum Beispiel in dieses Fasschen hineinkriechen?“ „Das werde ich dir gleich zeigen!“ Kaum hatte der Tod das gesagt, so wurde er immer dünner und verschwand schließlich durch das Spundloch im Fass. Schnell verstopfte der Schmied das Loch und machte sich auf den Heimweg. Als er zu Hause war, hängte er das Fass an die Wand. Drei Tage später kam der Teufel und sagte: „Der Herrgott möchte dich sprechen!“ Daraufhin sagte der Schmied: „O.K. Lass mich zuerst noch die Hacke, die ich in

Arbeit habe, fertig machen.“ Danach antwortete der Teufel: „Aber beeile dich!“ Damit er auch schneller fertig wird, bat er den Teufel um Hilfe indem er in den Blasenbalg reinkriechen sollte. Der Teufel tat das auch und - schwupp - verstopfte der Schmied das Luftloch. Jetzt ist der Teufel auch gefangen, wie der Tod. Der Schmied war so schlau und wusste wie er dem Tod entgehen kann. Er lebte froh und zufrieden und wurde sehr alt. Als er dann starb und in die Hölle kam, konnten sich der Teufel an ihn erinnern und wollten ihm dort gar nicht haben. Nun machte sich der Schmied auf den Weg ins Paradies, klopfte an die Pforte und schlupfte schnell hinein. Und so kam der schlaue Schmied ins Paradies.

Ende

Marcel Günther



Dennis Heberle 6B

Märchen Der gelbe Storch

Der gelbe Storch

In China war's.

Da lebte vor langer, langer Zeit ein armer Student mit Namen Mi. Er war so arm, dass er sich nicht einmal eine Tasse Tee leisten konnte. Wer weiß, wie es ihm ergangen wäre, wenn da nicht ein gütiger Wirt gewesen wäre!

Dieser Wirt gab Mi jeden Tag eine Tasse Tee und eine Schale Reis, und er ließ ihn umsonst bei sich wohnen - Ja, wäre der Wirt nicht gewesen, der Student Mi wäre wohl verhungert.

So ging das eine lange Zeit.

Doch eines Tages packte der Student sein Bündel zusammen.

„Höre Wirt, ich muss nun fort. Ich danke dir und ich kann dir deine große Güte nicht vergelten. Doch ich will dir etwas dalassen, was vielleicht mehr wert ist, als ich dir schulde.“

Und er zog ein Stück Kreide aus der Tasche, gelbe Kreide, und damit malte er an die Wand der Teestube einen Storch. Der sah aus wie ein richtiger Storch, nur dass er gelb war.

„Diesen Storch lasse ich hier, Wirt! Wenn am Abend deine Teestube voller Menschen ist, dann klatscht alle miteinander dreimal in die Hände - und der Storch wird tanzen. Doch hüte dich, lass ihn niemals für einen Menschen alleine tanzen, dann verschwindet er für immer.“

Damit wandte sich Mi um und ging fort.

Es wurde Abend.

Die Teestube war voller Menschen, da dachte der Wirt an die Worte des Studenten. „Ich muss es einmal ausprobieren!“

Und er bat die Gäste: „Lasst uns alle zusammen dreimal in die Hände klatschen, so - klatsch, klatsch, klatsch!“

Und wirklich! Der Storch stieg von der Wand herab. Er breitete seine langen Flügel aus und tanzte durch die ganze Teestube. Er tanzte, er schwebte fast, ab und zu berührte er einen mit den Flügelspitzen, aber nur ganz zart, - und die Leute waren wie verzaubert.

Als der Storch überall einmal herum war, faltete er seine Flügel zusammen, stieg wieder an seine Wand und blieb dort.

Die Leute saßen da mit offenem Mund und konnten nicht glauben, was sie mit eigenen Augen gesehen hatten.

Doch dann erzählten sie es ihren Freunden und Nachbarn. Die kamen am nächsten Abend, um den Storch tanzen zu sehen. Bald sprach es sich herum, und nun war die Teestube jeden Abend voller Menschen. Von nah und fern kamen sie, um dieses Wunder zu sehen.

Bald war der Wirt ein wohlhabender Mann.

Auch der Präfekt des Kaisers, ein reicher und mächtiger Beamter, hörte von diesem Wunder.

Eines Tages kam er mit seinen Dienern in die Teestube.

„Wirt, dein Storch soll auch für mich tanzen, nur für mich allein!“

Und er befahl seinen Dienern, die anderen Gäste aus der Teestube hinauszutreiben. Dann war er alleine mit dem Wirt. Er legte einen Beutel voll Gold auf den Tisch.

Als der Wirt das viele Gold sah, vergaß er, was der Student gesagt hatte. Er klatschte dreimal in die Hände, diesmal allein - klatsch, klatsch, klatsch!

Und wirklich, der Storch stieg von der Wand herab. Doch seine Flügel breitete er nur ganz wenig aus, drehte sich einmal um sich selbst - müde und krank sah er jetzt aus - und stieg wieder an die Wand und blieb dort.

Der Präfekt tobte und schrie: „Das war alles! Das ist Betrug, ich will mehr für mein Geld. Lass deinen Storch noch einmal tanzen, aber richtig!“

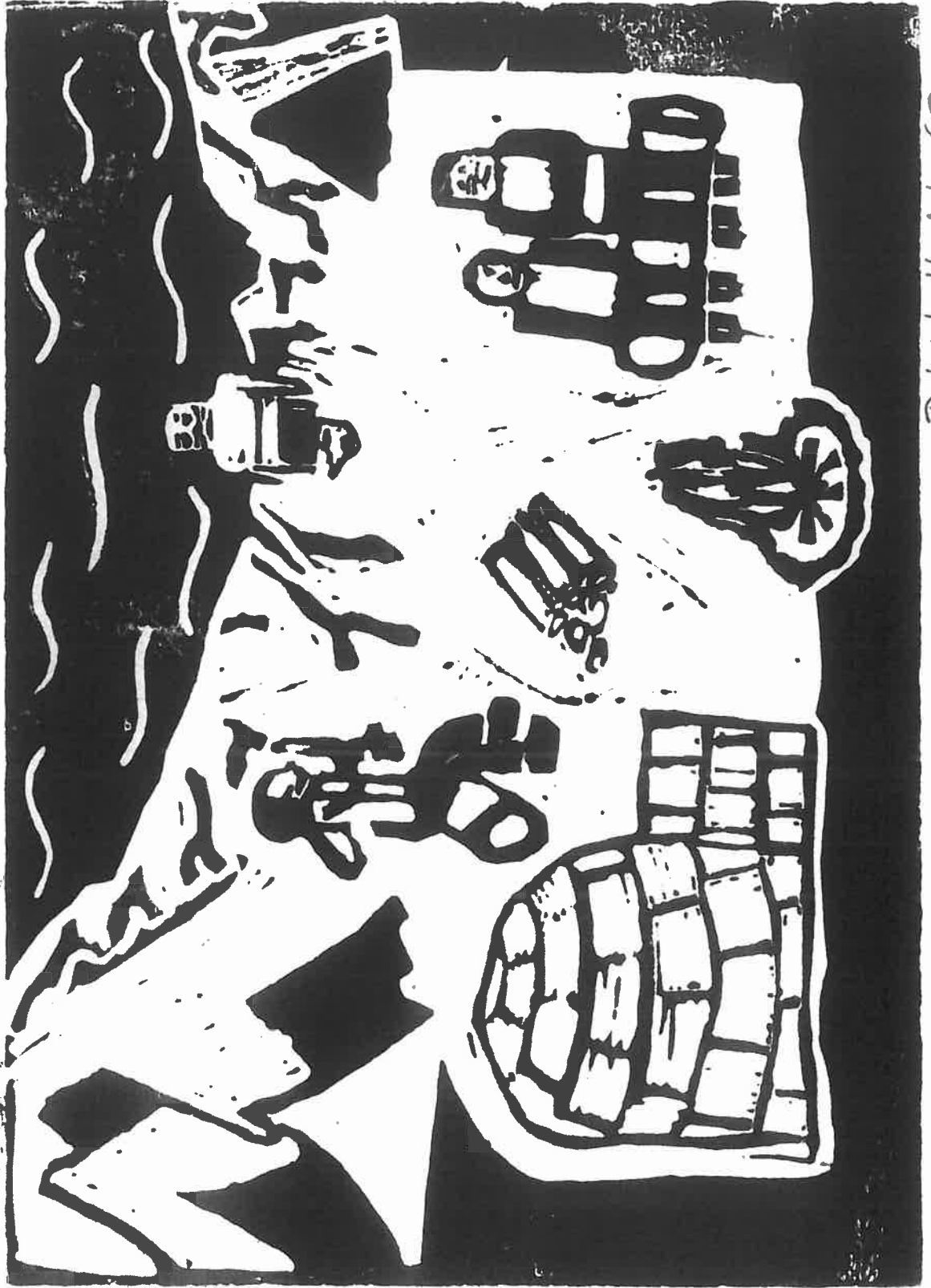
Der Wirt klatschte in die Hände, er klatschte noch einmal und noch einmal, doch der Storch blieb, wo er war.

Es war schon spät in der Nacht, da klopfte es an der Tür der Teestube. Der Wirt öffnete. Draußen stand der Student Mi. Er sprach kein Wort, er zog nur eine kleine Flöte aus der Tasche und spielte eine zarte, traurige Melodie. Er ging zur Wand, drehte sich um, der Storch stieg herab und beide liefen aus der Teestube hinaus in die dunkle Nacht, durch dunkle Gassen und Straßen, zum Stadttor hinaus - und niemand hat sie je wieder gesehen.

Ja, die alten Leute haben uns diese Geschichte erzählt und sie wissen: Wenn es ein Wunder gibt, ist es immer für alle da. Wenn es einer für sich allein haben will, verschwindet es für immer.

Volksmärchen aus China

28. 11. 2016



Patrick Hecht 6B

Seehundfell, Seelenhaut

Damals, vor langer Zeit, lebte in Canada ein Mann, der sehr einsam war.

Als er wieder einmal zum Fischen hinausfuhr sah er auf einer Eisscholle ein paar Frauen. Neugierig beobachtete er sie eine Weile. Sie sangen auf eine seltsame Art und tanzten dazu im Mondschein. In der Ecke lagen ein paar Seehundfelle.

Vorsichtig, wie im Trance ruderte er näher, nahm ein Fell an sich und versteckte sich.

Später, als sie aufbrachen, sah er, dass Eine nach der Anderen sich ein Seehundfell überzog und in Meer sprang. Eine Frau aber suchte vergebens nach ihrem Seehundfell.

Da nahm der Mann allen Mut zusammen und trat aus seinem Versteck. Er sagte: "Bitte werde meine Frau und komm mit mir. Ich bin so einsam". Sie erwiderte: "Oh nein, ich gehöre zu meinen Anderen dort unten." Er drängte: "Werde meine Frau, in 7 Sommern bekommst du dein Fell zurück, ich verspreche es dir". „Also gut, ich gehe mit dir und nach 7 Sommern entscheide ich mich."

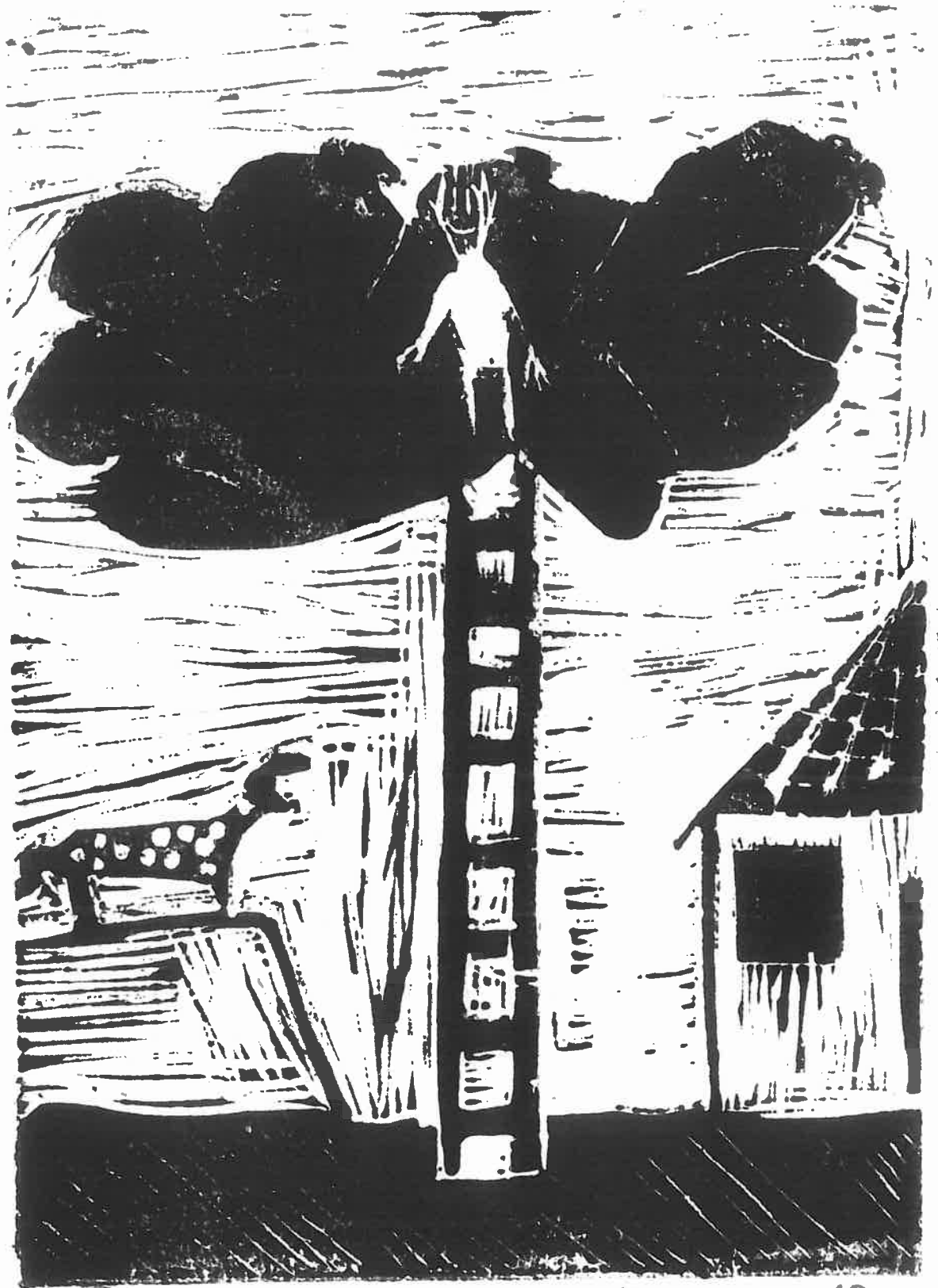
Nach einigen Jahren bekamen sie einen Sohn, den sie Ooruk nannten. Sie lebten glücklich miteinander, und während der langen Winter saßen sie abends ums Feuer, der Vater schnitzte und die Mutter erzählte Ooruk Geschichten. Doch statt über Bären und Wölfe erzählte sie von Walfisch, Seehund und Lachsen.

Mit den Jahren wurde die Menschenhaut der Frau schuppig und spröde. Sie fiel in trockenen Fetzen von ihrem Körper. Ihr weißes Fleisch wurde hohl und grau, ihre Augen wurden schlecht, sie war fast blind.

Eines Nachts erwachte Ooruk durch den Streit seiner Eltern. Seine Mutter bettelte um ihr Seehundfell. Wütend erwiderte der Vater: "Nein, du bekommst es nicht zurück, sonst verlässt du uns." Sie erwiderte: "Ich muss wiederhaben, was mein eigen ist." Weinend schlief Ooruk wieder ein, doch kurz danach erwachte er von seltsamen Rufen. Die Stimme rief seinen Namen und lockte ihn ans Meer. Ein großer alter Seehund mit langen silbernen Schnurrhaaren erhob die Flosse und zeigte auf ein Bündel.

Ooruk hob das Bündel auf. Er entrollte ein Seehundfell. In diesem Moment wusste er was zu tun war. Er rannte nach hause, und übergab es seiner Mutter. Voller Dankbarkeit schlüpfte sie in das Fell. Gemeinsam liefen sie zum Meer zurück, sie hauchte ihm ihren Atem ein, dann tauchten sie gemeinsam auf den Meeresgrund. Sie zeigte ihm eine glitzernde geheimnisvolle Stadt und sie trafen dort einen großen alten Seehund, Ooruks Opa. Seiner Mutter ging es von Tag zu Tag besser. Nach 7 Tagen und Nächten brachte sie Ooruk an Land zurück. Sie sagte, um sich an seine Mutter zu erinnern, soll er nur die Dinge berühren, die ihr gehörten.

Als er erwachsen war wurde Ooruk ein großer Geschichtenerzähler seines Volkes. Dann und wann sah man ihn noch, wie er sich bei Mondschein mit einem Seehund unterhielt.

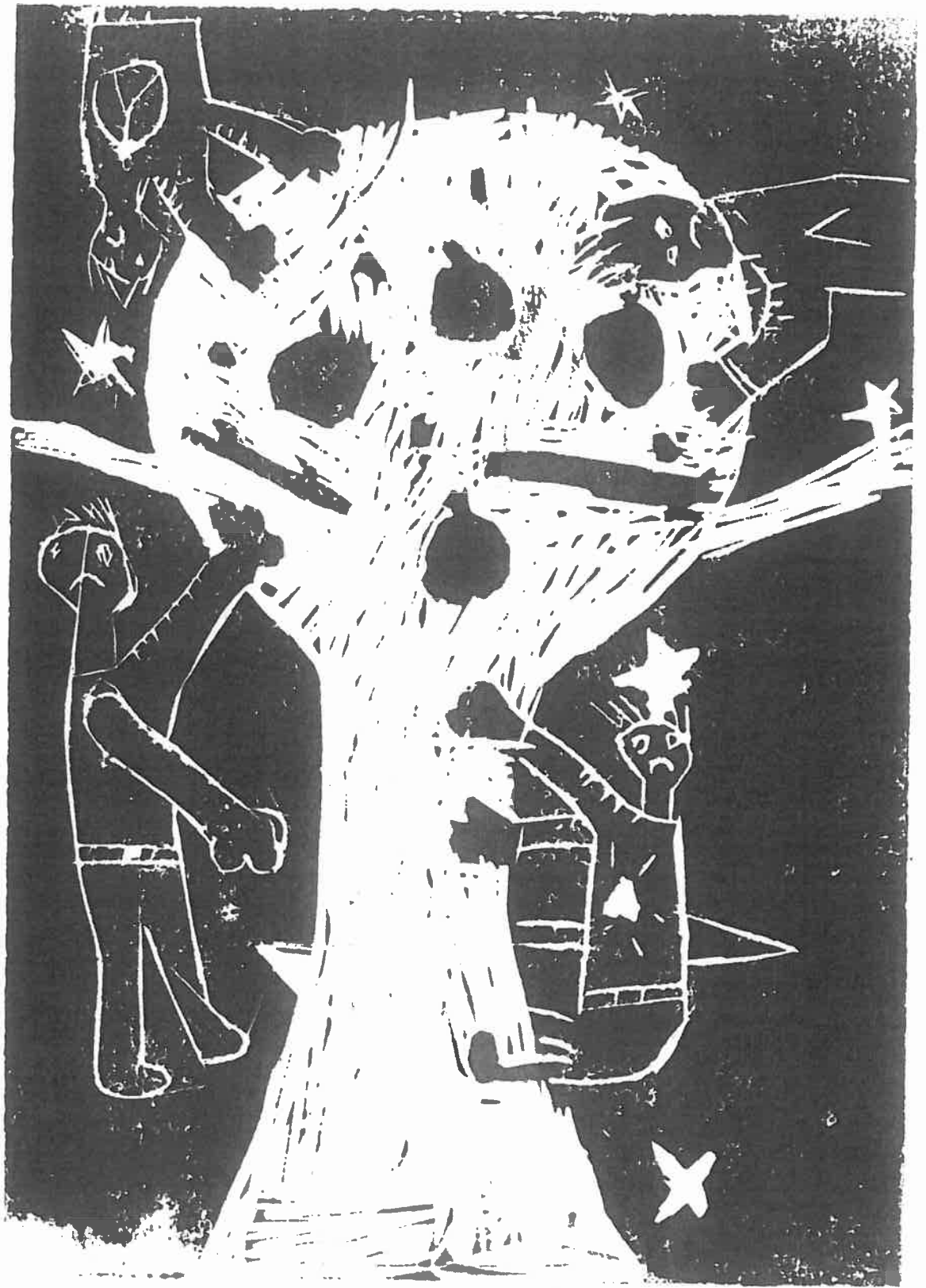


Sebastian Hermann 6B

Wie die Lianen in den Urwald kamen

In alter Zeit, als der Himmel noch so niedrig war, dass er die Urwaldriesen, fast berührte, gab es Scharen von hungrigen Jaguaren, die alles Lebendige auffraßen. Die Indianer fürchteten sich am meisten vor ihnen und überlegten, wie sie sich vor ihnen schützen sollten. Es verging kein Tag, an dem nicht ein Indianer zum unfreiwilligen Leckerbissen der Jaguare wurde. Da half nichts anderes, als augenblicklich Fersengeld zu geben, aber wohin fliehen, wenn hinter jedem Baum das gierige Augenpaar eines Jaguars leuchtete? Eines Tages kam einem alten Schamanen der rettende Einfall. Er nahm seinen Bogen zur Hand, schoß einen Pfeil in den niederen Himmel ab, dann einen zweiten und einen dritten... Und bald wurde daraus eine Leiter, die vom Himmel zur Erde hinab reichte. Rasch umringten die Indianer sie, und dann kletterten sie die Sprossen hinauf, als letzter der alte Schamane. Nun, die Jaguare fauchten vor Zorn, als sie merkten, dass ihre liebste Beute ihnen entkommen war. Sie versuchten zwar gleich hinter den Menschen die Leiter zu erklimmen, aber es ging nicht. Die Pfeile waren so hart und glatt, dass die scharfen Klauen der Jaguare keinen Halt fanden. Die Indianer waren also in Sicherheit und sahen zufrieden vom Himmel hinab und warteten, was ihre Feinde tun würden. Die Jaguare dachten nicht daran, sich von der Leiter zu entfernen. Sie strichen mit heraushängenden Zungen um sie herum und wurden dabei immer magerer, denn auch alle anderen Tiere, die sie sonst jagten, hatten sich mittlerweile in Sicherheit gebracht. Kein Wunder, dass bald darauf viele der Jaguare eingingen, und hätten sie nicht einen klugen Leitjaguar gehabt, wäre wahrscheinlich kein einziger übriggeblieben. Der Leitjaguar sagte: "Die Indianer lachen uns aus, und bald werden wir auch den letzten Rest unserer Kraft und unserer Geschmeidigkeit eingebüßt haben. Wir müssen fort. Voran, Brüder, solange wir noch dazu imstande sind!" Es war wahrhaftig lustig mit anzusehen, wie die blutrünstigen Gesellen mit eingezogenen Schwänzen davonschlichen. Die Indianer atmeten erleichtert auf. Am nächsten Tag kehrten sie dann in ihre Dörfer zurück, und nur der alte Schamane zerbrach sich den Kopf, was mit der Leiter geschehen sollte. Die Indianer würden sie nicht mehr brauchen, ihre Heimat war ja auf der Erde, im Urwald. Aber es war doch schade um eine so gute Leiter! Da hatte der Schamane abermals einen Einfall. Er ergriff den untersten Pfeil mit beiden Händen und rüttelte solange an der Leiter, bis diese mit großem Getöse zu Boden fiel. Glaubt ja nicht, dass sie auseinanderbrach. Nein, dort, wo sie hinfiel, sprossen feste geschmeidige Ranken empor, die hakten sich am nächsten und am übernächsten Baum fest, die Schlangen sich um die Stämme und sprangen hurtig von Ast zu Ast durch den ganzen Urwald! Der Schamane war zufrieden. Statt der Sprossen der Himmelsleiter gab es jetzt sprossende Lianen, mit deren Hilfe die Erwachsenen gefährliche Sümpfe überqueren oder die sie zu festen Netzen knüpfen konnten. Dass er damit für die Kinder und die Affen auch die herrlichsten Schaukeln gezaubert hatte, ahnte der Schamane nicht.

Sebastian Hermann 6B



Marie Johner

Der verzauberte Apfelbaum

Es war einmal eine alte Frau, die hieß Elend.

Sie besaß nichts als einen Apfelbaum, und auch dieser Apfelbaum machte ihr mehr Kummer als Freude. Wenn die Äpfel reif waren, kamen die Lausbuben aus dem Dorf und stahlen sie vom Baum.

Das ging so Jahr um Jahr, als eines Tages ein alter Mann mit einem langen weißen Bart an Elends Tür klopfte. "Liebe Frau", bat er, "gib mir ein Stück Brot."

"Du bist auch eine armselige Kreatur", sagte Elend, die immer großes Mitleid mit anderen Menschen hatte, obwohl sie selbst nichts besaß. "Hier ist ein halber Laib, nimm ihn; mehr habe ich nicht, lass ihn dir schmecken, ich hoffe, er stärkt dich ein wenig."

"Weil du so gütig bist, hast du einen Wunsch frei", sagte der alte Mann.

"Ach", seufzte die alte Frau, "ich habe nur einen einzigen Wunsch! Jeder, der meinen Apfelbaum anrührt, soll daran kleben bleiben, bis ich ihn erlöse. Es ist einfach unerträglich, dass mir immer alle Äpfel gestohlen werden."

"Dein Wunsch wird in Erfüllung gehen", sagte der alte Mann und ging seines Wegs.

Zwei Tage später ging Elend hin, um nach ihrem Baum zu sehen; an seinen Ästen hingen und klebten zahllose Kinder, Dienstboten und Mütter, die gekommen waren, um ihre Kinder zu retten, Väter, die versucht hatten, ihre Frauen zu retten, zwei Papageien, die aus ihrem Käfig entfliegen waren, ein Hahn, eine Gans, eine Eule, verschiedene andere Vögel und auch eine Ziege.

Bei diesem erstaunlichen Anblick brach Elend in lautes Gelächter aus und rieb sich vor Freude die Hände. Sie ließ sie alle noch ein Weilchen dort hängen, bevor sie sie schließlich befreite.

Die Diebe hatten ihre Lektion gelernt und stahlen nie wieder Äpfel von ihrem Baum.

Einige Zeit war vergangen, da klopfte es eines Tages wieder an der Tür der alten Frau.

"Herein", rief sie.

"Was glaubst du, wer ich bin", sagte eine Stimme. "Ich bin der Gevatter Tod. Hör zu, Mütterchen", fuhr er fort, "du und dein alter Hund, ihr habt lange genug gelebt; ich bin gekommen, um euch beide zu holen."

"Du bist allmächtig", sagte Elend, "ich werde mich deinem Willen nicht widersetzen. Aber erlaube mir noch einen Wunsch, bevor ich meine Sachen packe. An dem Baum dort drüben wachsen die wunderbarsten Äpfel, die du je gekostet hast. Wäre es nicht ein Jammer, wenn du gehen würdest, ohne einen einzigen Apfel zu pflücken?"

"Weil du mich so freundlich bittest, werde ich mir einen holen", sagte der Tod, und das Wasser lief ihm im Mund zusammen, als er zu dem Baum ging. Er kletterte in die höchsten Zweige des Baumes, um einen großen rosigen Apfel zu pflücken, doch kaum hatte er ihn berührt, blieb er mit seiner langen knöchigen Hand an dem Baum kleben. So sehr er sich auch bemühte, er konnte sich nicht wieder losreißen.

"So, du alter Tyrann, da hängst du jetzt und bist außer Gefecht", sagte Elend.

Weil aber der Tod an dem Baum hing, starb niemand mehr.

Fiel einer ins Wasser, ertrank er nicht; wurde jemand von einem Wagen überrollt, spürte er es gar nicht; die Leute starben nicht einmal mehr, wenn man ihnen den Kopf abschlug.

Nachdem der Tod, im Winter wie im Sommer und bei jedem Wetter, zehn lange Jahre an dem Baum gehangen hatte, bekam die alte Frau Mitleid mit ihm und erlaubte ihm herunterzukommen - unter der Bedingung, dass sie so lange leben durfte, wie sie wollte.

Gevatter Tod ging auf den Handel ein, und das ist der Grund, weshalb die Menschen länger leben als die Spatzen und weshalb es immer Elend auf der Welt gibt und wohl auch bis in alle Ewigkeiten geben wird.

9/10/2018 10:10:11

Europa >> Westeuropa >> Belgien >> Flandern



Илья Колосов 63

Väterchen Frost

Es war einmal vor langer Zeit in einem weit entfernten Land ein Mann mit seiner Frau. Beide waren bereits zuvor verheiratet gewesen, doch ihre früheren Eheleute waren gestorben und so hatten sie wieder geheiratet. Beide hatten aus ihrer früheren Ehe je eine Tochter. Die Tochter der Frau war böse und gemein, während die Tochter des Mannes lieb und sanft war. Die Frau liebte nur ihre eigene Tochter und ließ ihre Stieftochter den ganzen Tag hart arbeiten. Das Mädchen musste das ganze Haus alleine putzen und wurde von der Stiefmutter oft geschlagen. Doch dennoch hasste die Frau die Tochter des Mannes von Tag zu Tag mehr.

Eines Tages, mitten in einem harten, kalten Winter, beschloss die Stiefmutter, dass das arme Mädchen in den tiefen Wald gebracht und sich selbst überlassen werden sollte. Der Vater des Mädchen wollte das natürlich nicht, doch seine Frau war so boshaft und herrisch, dass er mittlerweile Angst vor ihr hatte, seine Tochter tatsächlich mit in den Wald nahm und sie dort alleine ließ.

Einsam und verlassen saß das Mädchen nun unter einem Baum. Doch schon nach kurzer Zeit hörte sie ein Knacken von Zweigen und kurz darauf eine Stimme, die sprach: „Frierst Du, liebes Kind?“ Das Mädchen erkannte die Stimme als die von Väterchen Frost und antwortete: „Nein, Väterchen Frost. Mir ist nicht kalt.“ Da fragte er sie nochmals und noch mal und kam näher und näher zu dem Kind. Das Mädchen antwortete jedes Mal, dass ihr warm sei, doch das arme Kind dauerte dem Väterchen so sehr, dass er es in einen weichen, prächtigen Mantel wickelte, die ganze Nacht wärmte und es am Morgen mit Geschenken überhäufte.

Dem Vater bedauerte seine böse Tat inzwischen und kam am nächsten Tag in den Wald zurück, um seine Tochter zu retten und freute sich sehr, als er sie nicht nur lebendig, sondern auch warm bekleidet und mit großen Reichtümern beladen fand. Beide kehrten nach Hause zurück. Als sie wieder da waren und die Stiefmutter die Reichtümer des Mädchens sah, wollte sie sofort, dass auch ihre eigene Tochter in den Wald gebracht und dort eine Nacht verbringen solle. Natürlich hoffte sie, dass auch ihre Tochter reich beschenkt zurückkommen würde.

Also ging der Mann in den Wald und ließ die Tochter der Frau dort zurück. Doch als er sie am nächsten Morgen holen wollte, erschrak er. Nicht beladen mit Reichtum, sondern kalt gefroren war der Leib des bösen Mädchens. Er brachte ihren Leichnam der bösen Frau zurück, nahm seine eigene Tochter bei der Hand und zog von der bösen Stiefmutter für immer fort. Und wenn er und das Mädchen nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.



Monte Mistol

Maniz Misha
o e h g

Geschichten von Coyote

Coyote und der Biber

Coyote ging durchs Land.

Er fand einen Biber, der am Flussufer unter einem Baum schlief. Coyote hob ihn auf, ohne dass der Biber erwachte, und trug ihn weit weg vom Fluss. Dann schüttelte er ihn und sagte: "Also, alter Mann, wach auf. Ich wusste gar nicht, dass du in einem solch trockenen Land lebst."

Der Biber blickte sich verschlafen um, aber da war nirgendwo ein Fluss zu sehen. "Alter Mann, würdest du mich zum Fluss bringen", bat er Coyote.

"Nein", sagte Coyote, "das werde ich nicht tun. Mein Rücken schmerzt so sehr, dass ich keinen Biber tragen kann." Das war es, was er sagte, und er ging davon. Der Biber fing an, sich abzurollen, und er rollte und rollte, bis er in einen Fluss fiel. Von da an wartete der Biber nur darauf, Coyote diese Schmach heimzuzahlen, und er suchte überall nach ihm.

Endlich fand er Coyote schlafend am Flussufer. Biber hob ihn auf und schwamm mit ihm in den Fluss hinaus zu einer Insel. Dort legte er Coyote hin und weckte ihn auf. "Heh, alter Mann, seit wann lebst du auf einer Insel?"

Coyote sprang auf und sah nur Wasser um sich herum. Er konnte aber nicht schwimmen. "Alter Mann", sagte er, "würdest du mich bitte zum Ufer tragen?"

"Nein, das werde ich nicht tun", sagte der Biber. "Mein Rücken schmerzt. Ich kann keinen Coyoten tragen."

Der Biber ließ sich ins Wasser gleiten und tauchte unter. Da stand der Coyote auf der Insel und wagte es nicht, ins Wasser zu springen. Schließlich tat er es trotzdem. Er trieb lange im Wasser, und als er endlich ans Ufer geschwemmt wurde, war er fast tot



Sabrina Nadler 6B

Der Hase und der Drache

Vor langer Zeit lebte ein Kaiser namens Hong. Er wollte alles haben, was wertvoll war. Das Einzige, was er nicht hatte, war Unsterblichkeit. Er war so geizig, dass er eines Tages beschloss, dass er auch unsterblich sein wollte. Also befahl er seinen Dienern, das heilige Kaninchen zu finden. Dieses wurde in der Chinesischen Wissenschaft behandelt. Laut der Legende wurde jener, welcher die Pfote des Kaninchens besass, unsterblich. Schließlich gingen die Diener in den Wald und suchten viele Monate. Nach langer Zeit kamen die Diener mit vielen Kaninchen zurück. Aber keines davon war das heilige Kaninchen. Mit der Zeit verlor der Kaiser die Geduld und wurde wütend.

„Muss ich denn alles selber tun?“, schrie er einen seiner Diener an.

„Bitte, bitte, Herr, geben sie mir noch eine Chance.“ bettelte der Diener.

„Also gut. Geh und komme nicht mehr zurück ohne das heilige Kaninchen!“, schrie der Kaiser.

Eines Tages brachte ein Diener ein Kaninchen und tatsächlich es war das heilige Kaninchen. Kaum zu glauben!

„Das ist es! Das ist das heilige Kaninchen! Wachen! Wachen! Kommt her und sperrt dieses Kaninchen ein. Es soll morgen getötet werden!“ schrie der Kaiser und seine Stimme zitterte vor Freude.

Der Kaiser wusste genau, dass dieses Kaninchen das heilige Kaninchen war, weil in der Legende beschrieben war, dass es einen Stempel eines Drachen auf seiner Pfote hatte. Der Drachengott, Han, beobachtete das Geschehen. Er war sehr wütend und in dieser Nacht brachte er das heilige Kaninchen an einen Ort weit weit weg, wo ihm kein Mensch die Pfote wegnehmen konnte. Es war der Ort des reinsten Glücks.

Zwei der Wachen des Kaisers, Cong und Wong-fu sahen den Drachen mit dem Kaninchen wegfliegen. Cong rief Wong-fu zu. „Sieh mal, was du getan hast! Wir werden nun sehr viel Ärger mit Kaiser Hong haben!“

„Das war nicht mein Fehler!“ rief Wong-fu zurück.

Und während sie sich gegenseitig anschrien brachte Han das heilige Kaninchen an den geheimen Ort.

Nach langer Zeit gingen die beiden Wachen zum Kaiser um ihm zu erzählen, was geschehen war.

Der Kaiser befahl ihnen, die Zelle nach dem heiligen Kaninchen abzusuchen, aber sie fanden nur einen Ball aus aufgerollten Leintüchern.

Han kehrte vom geheimen Ort zurück und verbannte Kaiser Hong aus dem Königreich. Han brachten einen neuen Kaiser, welcher nicht geizig und um das Wohl seines Volkes besorgt war.

Sabrina Nadler



Samuel OtfoB

Die drei Söhne gingen in die Welt und suchten ihren Glück. Der Älteste ging zu einem
Brotbacker, der ihm ein Jahr lang lehrte. Am Ende des Jahres schenkte ihm der
Brotbacker einen Sack voll Weizen und sprach: „Nimm diesen Sack mit dir und
verkaufe ihn für ein Korn.“ Der zweite Sohn ging zu einem Tischler, der ihm
ein Jahr lang lehrte. Am Ende des Jahres schenkte ihm der Tischler einen
Sack voll Holz und sprach: „Nimm diesen Sack mit dir und verkaufe ihn für
ein Brett.“ Der dritte Sohn ging zu einem Dröschler, der ihm ein Jahr lang
lehrte. Am Ende des Jahres schenkte ihm der Dröschler einen Sack voll
Holz und sprach: „Nimm diesen Sack mit dir und verkaufe ihn für ein
Brett.“ Die drei Söhne gingen in die Welt und suchten ihren Glück. Der
Älteste ging zu einem Brotbacker, der ihm ein Jahr lang lehrte. Am Ende
des Jahres schenkte ihm der Brotbacker einen Sack voll Weizen und sprach:
„Nimm diesen Sack mit dir und verkaufe ihn für ein Korn.“ Der zweite Sohn
ging zu einem Tischler, der ihm ein Jahr lang lehrte. Am Ende des Jahres
schenkte ihm der Tischler einen Sack voll Holz und sprach: „Nimm diesen
Sack mit dir und verkaufe ihn für ein Brett.“ Der dritte Sohn ging zu einem
Dröschler, der ihm ein Jahr lang lehrte. Am Ende des Jahres schenkte ihm
der Dröschler einen Sack voll Holz und sprach: „Nimm diesen Sack mit dir
und verkaufe ihn für ein Brett.“ Die drei Söhne gingen in die Welt und
suchten ihren Glück. Der Älteste ging zu einem Brotbacker, der ihm ein
Jahr lang lehrte. Am Ende des Jahres schenkte ihm der Brotbacker einen
Sack voll Weizen und sprach: „Nimm diesen Sack mit dir und verkaufe ihn
für ein Korn.“ Der zweite Sohn ging zu einem Tischler, der ihm ein Jahr
lang lehrte. Am Ende des Jahres schenkte ihm der Tischler einen Sack voll
Holz und sprach: „Nimm diesen Sack mit dir und verkaufe ihn für ein
Brett.“ Der dritte Sohn ging zu einem Dröschler, der ihm ein Jahr lang
lehrte. Am Ende des Jahres schenkte ihm der Dröschler einen Sack voll
Holz und sprach: „Nimm diesen Sack mit dir und verkaufe ihn für ein
Brett.“ Die drei Söhne gingen in die Welt und suchten ihren Glück.

Samuel Ott



Dominique Seale 6B

Der Glücksring

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die beim Kartoffelgraben einen Ring fanden.

Der Ring hatte eine winzige Inschrift: Eins zwei drei Wunsche habt ihr frei. Die beiden eilten nach Hause, setzten sich an den großen Tisch und überlegten, was sie sich wünschen sollten.

Sie einigten sich darauf, sich zunächst einen Glückstopf zu wünschen, in dem immer Geld läge und der nie leer werden würde.

Die Frau sagte: "Steck den Ring an deinen Finger und drehe ihn. Ich werde unseren Wunsch sprechen. Ich glaube so macht man es, wenn man zusammen einen Glücksring findet.

Als der Mann den Ring am Finger hatte und ihn langsam zu drehen anfang, fiel der Frau ein, daß es vielleicht nicht gut wäre, sich mit leerem Magen etwas zu wünschen. Und sie sagte: "Wie schön wäre es, wenn eine große, fette, dicke, knusprige Bratwurst auf unserem Tisch liegen würde."

Schwuppdwupp, da lag sie schon auf dem Tisch. "Wenn diese dicke, fette, knusprige Bratwurst doch an deiner dummen Nase hinge!" schrie der Mann und so geschah es. "Mein Lebtage muß ich nun mit der Bratwurst an der Nase herumlaufen! Gib nur acht auf den dritten Wunsch, daß wir den nicht auch noch vertun!"

"Liebe Frau", sagte der Mann, "was haben wir von einem Glückstopf oder sonst etwas dergleichen, wenn dir eine dicke, fette, große Bratwurst an der Nase festgewachsen ist. Da wäre es mir schon lieber, sie läge auf dem Tisch."

Und so geschah es. Der Mann und die Frau aßen sie auf, und als sie gegessen war, sagte die Frau: "In meinem ganzen Leben war ich noch nie so froh und glücklich." Und der Mann sagte: "Ich auch nicht. Es muß eine große, dicke, knusprige, fette Glücksbratwurst gewesen sein."



Lina Schäfer

Die Bambusprinzessin

Es war einmal ein altes Pärchen die ihren Haushalt damit unterhielten, indem sie Bambuskörbchen verkauften. Als der Alte eines Tages in den Wald ging um Bambus zu schlagen sah er das schönste Bambusrohr das er jeemals gesehen hat, weil es geleuchtet hat. Als er es abgeschnitten hat ist er auch sofort zu seiner Frau gerannt, um es ihr zu zeigen. Und als sie das Bambusrohr gespalten haben, lag ein Mädchen darin. Sie waren so glücklich, weil sie ja keine Kinder hatten. Und sie nannten sie Bambusprinzessin. Gut, dann bekam die Bambusprinzessin viele Heiratsanträge aber die Alten haben die immer abgelehnt, weil die Tochter zu jung war. Kurz vor dem 15ten Geburtstag der Bambuprinzessin meinte diese zu ihren Eltern wie dankbar sie für alles sei aber das sie eine Himmelsgestalt ist und das sie an ihrem 15ten Geburtstag geholt wird, aber nicht nach Hause will und das sie sie festhalten sollen. Dann kam der 15te Geburtstag. Und sie hielten sie fest... Aber umsonst. Die Himmelsboten warfen der Bambusprinzessin eine Decke über, womit sie alles vergaß, was geschehen war. Die Alten konnten nichts anderes als weinen, aber immer, wenn der Alte zum Bambusschlagen ging, fand er wertvolle Geschenke von ihrer Tochter im Bambus womit sie glücklich bis zum Ende lebten.

Lina 6b



Celine Schiebel

Der Böse und Kitta Grau

Eines Tages begegnete der Teufel Kitta Grau.

»Wo bist du gewesen, Alter?« fragte Kitta Grau, denn sie kannte ihn.

»Ja,« sagte der Böse, »ich war da draußen auf dem Bauerngut bei den neuverheirateten Eheleuten. Nun habe ich schon zum dritten Male versucht, Unfrieden zwischen ihnen zu säen, aber sie haben einander so gern, daß es rein unmöglich ist.«

»Du redest wie ein ganz dummer Kerl. Das wollte ich aufs erstemal fertig bringen,« sagte Kitta Grau.

»Wenn du das kannst, sollst du ein Paar prächtige Schuhe haben,« gab der Böse zurück.

»Halt nur Wort,« sagte Kitta und wandte sich auf den Bauernhof.

Da war die Frau allein zu Hause, denn der Mann war in den Wald gefahren. Da sagte Kitta zu der jungen Frau:

»Du hast aber wirklich einen guten Mann.«

»Ja wahrhaftig,« gab die Frau zurück, »denn er tut mir, was er mir nur an den Augen absehen kann.«

»Aber glaube mir,« sagte Kitta, »es ist doch ein bißchen Falschheit in ihm. Er hat ein paar lange Haare unter dem Kinn - wenn du mit einem Rasiermesser dahin kommen könntest und sie abschneiden, während er schläft, so müßte die Bosheit ganz von ihm weichen.«

»Ja,« meinte die Frau, »wenn das helfen kann, so will ich nach dem Essen gewiß achtgeben und es tun, denn da legt er sich immer hin und hält ein Mittagsschläfchen.«

Da ging Kitta Grau hinaus in den Wald zu dem Mann und sagte ihm guten Tag.

»Du hast aber wirklich eine gute Frau,« sagte Kitta.

»Sie könnte nicht besser sein,« sagte der Mann.

»Ja, aber du könntest dich doch irren,« sagte Kitta. »Wenn du heimkommst, so hab acht, denn wenn du dein Mittagsschläfchen halten willst, so hat sie im Sinn, dir den Hals abzuschneiden. Schlaf nur ja nicht ein!«

Der Mann glaubte nicht mehr von der Sache, als er wollte. Aber er dankte Kitta Grau doch für ihre Mühe.

Dann ging er heim und aß zu Mittag, und dann legte er sich hin und tat, als ob er sogleich einschlief.

Da ging seine Frau hinaus an sein Rasierzeug, nahm das Messer heraus, kam ganz leise an ihn heran und faßte ihn mit der Hand unter dem Kinn.

Da fuhr der Mann auf.

»Willst du mich ermorden?« schrie er und hieb auf die Frau los, daß sie der Länge nach zu Boden fiel.

Und von diesem Tage an war niemals mehr Frieden im Hause. Nun sollte Kitta Grau ihren Lohn vom Bösen bekommen. Aber er hatte so Angst vor ihr, daß er ihr die Schuhe nur zu geben sich traute, als er auf der einen Seite eines Flusses und sie auf der anderen stand, und dann reichte er sie an einer langen Stange hinüber.

»Du bist viel ärger als ich,« sagte er zu Kitta Grau.

Der Schwarze hatte einen Pakt mit einem Händler gemacht. Er versprach ihm, daß er alle Waren, die er einkaufte, innerhalb drei Wochen mit gutem Gewinn wieder verkaufen werde. Aber nach sieben Jahren solle er dann dem Teufel gehören, wenn die Sache gut ging. Und die Sache ging wirklich gut, denn wenn der Händler auch noch so jämmerlichen Trödel kaufte, und wenn es auch nur ein uralter Pelz war, er konnte alles wieder verkaufen und gewann immer dabei. Aber nun waren es nur noch drei Wochen, bis der Böse kommen sollte und ihn holen.

Da kam Kitta Grau in seinen Laden und zeigte ihm die schönen Schuhe, die sie vom Bösen bekommen hatte.

Da sagte der Händler:

»Gott bewahre uns vor dem! Mich wird er schon holen, wenn es an der Zeit ist, denn ich habe einen Pakt mit ihm gemacht; ich habe nichts kaufen können, ohne es mit Gewinn in der Zeit von drei Wochen wieder los zu werden.«

Da sagte Kitta Grau: »Kauf mich, mich kauft gewiß keiner.« Das tat der Händler auch. Er kaufte Kitta, zog sie nackend aus, teerte sie am ganzen Leib und ließ sie sich in einem Haufen Federn wälzen. So setzte er sie dann in einen Glaskäfig wie einen Vogel.

Nun verging die erste Woche und die zweite Woche und die dritte Woche, und es kam keiner, der den kuriosen Vogel kaufen wollte. Und als es dann an der Zeit war, kam der Böse und wollte seinen Händler holen.

»Nur Geduld!« sagte der Händler, »ich habe noch etwas da, das habe ich eingekauft, aber in drei Wochen nicht verkaufen können.«

»Das möchte ich auch sehen,« sagte der Schwarze.

Da zeigte der Händler auf Kitta Grau, die in ihrem Glaskäfig saß. Aber kaum hatte der Böse den schönen Vogel erblickt, so sagte er:

»Ach so, das bist du, Kitta Grau! Wer dich kennt, der kauft dich nicht!«

Und damit lief er eiligst seiner Wege.

So konnte Kitta Grau zum Bösen und zum Guten helfen.



Amelie Sinz 6B

Weemullee, die Eule, und Willanjee, der Wirbelwind, waren einst junge Männer und gute Freunde. Gemeinsam gingen sie auf die Jagd, nahmen ihre Mahlzeiten zusammen ein, schliefen jede Nacht im gleichen Lager und schwatzten den ganzen Tag miteinander.

Das Merkwürdige bei alledem war, dass Willanjee für den Gefährten stets unsichtbar blieb. Die neugierige Eule, die alles daransetzte, den geheimnisvollen Freund endlich zu Gesicht zu bekommen, starrte unablässig in seine Richtung, bis ihre Augen mit der Zeit immer größer und runder wurden. Wenn die beiden auf die Jagd gingen, so wanderten die Waffen des Wirbelwinds neben Weemullee her, ohne dass der Träger sichtbar wurde. Hatten sie nach langer Verfolgung ein Känguru schließlich niedergehetzt, dann beobachtete die Eule, wie sich der Speer in der Schleuder wiegte und von Geisterhand geworfen sein Ziel traf. Weithin war der triumphierende Schrei des Jagers zu hören, der die Beute zu Fall gebracht hatte. Wenn die jungen Männer herbeistürzten, um dem Tier den letzten, tödlichen Schlag zu versetzen, war es Willanjees Keule, die ihm den Hieb versetzte.

All dies spornte die Eule natürlich weiter an, das Geheimnis zu lüften. Vergeblich bemühten sich ihre großen runden Augen, aber immer wieder starteten sie nur ins Nichts.

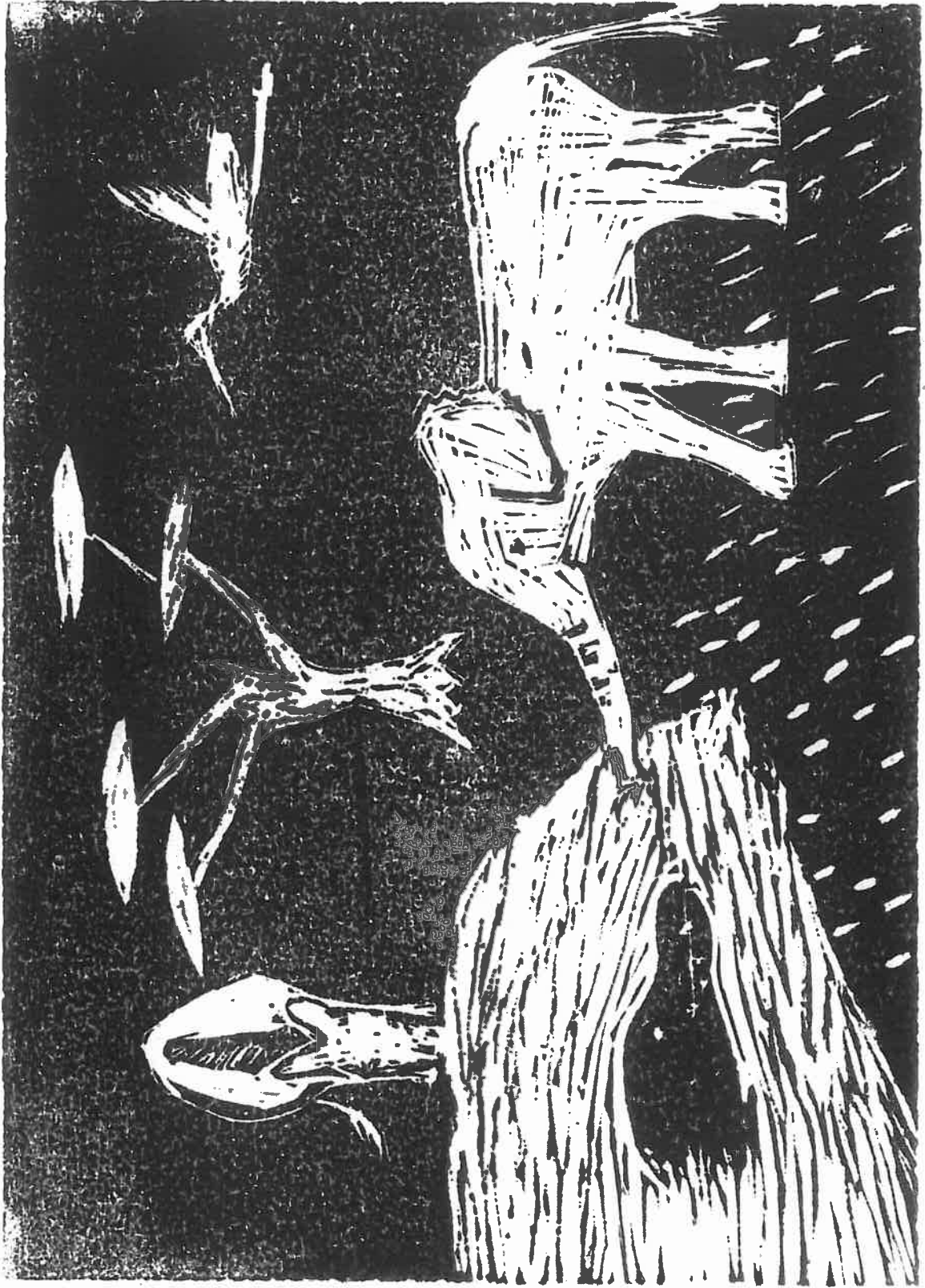
Eines Tages waren die Freunde wie gewöhnlich auf der Jagd und erbeuteten mehrere Warane und Wildenten. Gegen Abend kletterte Weemullee noch flink auf den großen Eukalyptus in der Nähe des Lagers und zog eine fette, junge Beutelratte aus dem hohlen Baumstamm.

"Wirf sie herunter", rief Willanjee, "das gibt einen saftigen Braten."

Im Lager dann wurde die Beute über dem Feuer geröstet, wobei Willanjee die verschiedenen Tiere jeweils auf eine besondere Art zuzubereiten wusste. Es war ein richtiges Festmahl. Bald danach rollte sich der Wirbelwind müde vom vielen Essen in seine Feldecke und fiel in einen tiefen Schlaf.

Nun konnte Weemullee seine Neugierde nicht länger im Zaum halten. Das war die Gelegenheit, auf die er so lange gewartet hatte. Lautlos huschte der Eulenmann um das niedergebrannte Lagerfeuer herum, hob behutsam einen Zipfel von Willanjees Decke hoch und starrte mit weit aufgerissenen Augen darunter. Da war es auch schon geschehen. Heulend brach der Wirbelwind aus dem Dunkel hervor und zerstreute glühende Holzkohle, Waffen und abgenagte Knochen in alle Himmelsrichtungen. Weemullee selbst wurde von dem pfeifenden Luftstrom mit solcher Gewalt in einen hohlen Baumstamm gedrückt, dass er aus dem obersten Astloch wieder herausschoss und weit über die Ebene wirbelte. Verzweifelt versuchte Weemullee noch immer, den unheimlichen Freund zu Gesicht zu bekommen, der ihn vor sich her durch die Lüfte jagte. Aber so sehr er den Kopf auch drehte und wendete, nichts war zu sehen. Zuletzt bekam er einen starken Akazienast zu fassen, an den er sich klammerte, bis Willanjee, der Wirbelwind, vorbeigebraust war.

Seit dieser schrecklichen Nacht aber sind die Augen der Eule so groß und rund geblieben, wie sie heute noch sind.



Isabelle Sinz

Wie das Elefantenkind seinen Rüssel bekam

Es gab einmal eine Zeit – aber das ist schon sehr lange her – da hatte der Elefant noch keinen Rüssel. Er hatte nur eine schwarze, knollige Nase, die war so groß wie ein Stiefel und ließ sich hin und her schwenken; doch er konnte mit dem kurzen Ding nichts vom Erdboden aufheben. Nun lebte da einmal ein Elefant, ein ganz besonderer Elefant, ein Elefantenkind. Das platzte beinahe vor unersättlicher Neugierde, das heißt, es hatte immerfort Fragen zu stellen. Es lebte in Afrika, und Afrika war bis zum Platzen mit seinen unersättlichen neugierigen Fragen gefüllt. Es fragte seinen langbeinigen Onkel, den Vogel Strauß, warum seine Schwanzfedern gerade so und nicht anders gewachsen seien; und sein langbeiniger Onkel Strauß zog ihm eins über mit seinen langen Beinen. Es fragte seine schlanke Tante, die Giraffe, warum sie so viele Flecken auf der Haut hätte; und seine schlanke Tante, die Giraffe, zog ihm eins über mit ihrem harten Huf. Aber trotzdem blieb seine Neugierde unersättlich! Es fragte seinen fetten Onkel, das Nilpferd, warum seine Augen so rot wären; und sein fetter Onkel, das Nilpferd, zog ihm eins über mit seinem fetten Fuß. Dann fragte es seinen wolligen Onkel, den Pavian, warum die Melonen nicht anders schmeckten; und sein wolliger Onkel, der Pavian, zog ihm eins über mit seiner wolligen Pfote. Aber trotzdem und immer noch blieb die Neugierde des Elefantenkindes unersättlich! Es stellte Fragen über alles, was es sah und hörte, roch oder spürte oder anfasste, und alle seine Onkel und Tanten zogen ihm eins über. Eines schönen Morgens, als gerade Tag- und Nachtgleiche war, stellte das neugierige Elefantenkind eine schöne neue Frage, die es noch niemals gestellt hatte. Es fragte: "Was speist das Krokodil zu Mittag?" Da riefen alle laut und erschreckt: "Pst! pst!" und zogen ihm auf der Stelle eins über. Und es dauerte sogar ziemlich lange, bis sie alle mit dieser Beschäftigung fertig waren. Als alles vorüber war, ging das Elefantenkind zu dem Kolokolo Vogel; der saß mitten in einem Dornbusch, den er "zur guten Stube" getauft hatte. Das Elefantenkind sagte: "Mein Vater und meine Mutter, meine Tanten und meine Onkel, alle haben mir eins übergezogen, weil ich so unersättlich neugierig bin; aber trotzdem möchte ich wissen, was ein Krokodil zu Mittag speist!" Da krächzte der Kolokolo Vogel betrübt: "Geh zum großen graugrün-schlammigen Limpopostrom; an dessen Ufern stehen hohe Fieberbäume. Dort such dir die Antwort auf deine Frage selbst!" Am nächsten Morgen, als von der Tag- und Nachtgleiche nichts mehr übrig geblieben war, weil der Tag schon nicht mehr gleich war – an diesem Morgen packte sich das unersättliche Elefantenkind fünfzig Kilogramm Bananen und Zuckerrohr und siebzehn Wassermelonen auf und sagte zu all seinen lieben Verwandten: "Lebt wohl! Ich gehe jetzt zum großen graugrün-schlammigen Limpopostrom, an dessen Ufer hohe Fieberbäume stehen, denn ich muss herausfinden, was das Krokodil zu Mittag speist!" Und so zogen ihm alle noch eins über und wünschten ihm dabei "Glückliche Reise", obwohl das Elefantenkind sie sehr höflich bar, lieber aufzuhören. Darauf ging das Elefantenkind eilig davon, mit etwas brennender Haut, aber durchaus nicht verstimmt. Es aß seine Melonen und warf die Schalen beiseite, denn wie hätte es sie ohne Rüssel sammeln können? Es marschierte von Südafrika nach Südostafrika, von Südostafrika nach Mittelafrika und von Mittelafrika immer weiter nordöstlich. Es aß die ganze Zeit über Melonen, bis es schließlich zum großen graugrün-schlammigen Limpopostrom kam, an dessen Ufern hohe Fieberbäume wachsen, genau wie der Kolokolo Vogel gesagt hatte. Bis zu jener Woche, jenem Tag, jener Stunde und Minute hatte das unersättliche Elefantenkind noch niemals ein Krokodil gesehen, und es wusste auch nicht, wie eins aussieht. Aber seine Neugier war eben unersättlich. Das erste, was ihm zu Gesicht kam, war eine doppelt gescheckte klappernde Riesenschlange, die sich um einen Felsen geringelt hatte. "Entschuldigung", sagte das Elefantenkind sehr höflich, "hast du nicht etwas wie ein Krokodil in dieser fremden Gegend gesehen?" "Ob ich ein Krokodil gesehen habe?" fragte die doppelt gescheckte klappernde Riesenschlange mit fürchterlich wütender Stimme, "was wirst du mich noch alles fragen?" "Entschuldigung", bat das Elefantenkind, "aber könntest du so freundlich sein und mir mitteilen, was es zu Mittag speist?" Da ringelte sich die doppelt gescheckte klappernde Riesenschlange wie der Blitz von ihrem Felsen herunter und zog dem Elefantenkind mit ihrem schlüpfrigen Schwanz eins über. "Seltsam", meinte das Elefantenkind, "mein Vater und meine Mutter, mein Onkel und meine Tante, nicht zu vergessen meine andere Tante, die Giraffe, und meinen anderen Onkel, den Pavian – alle haben mir eins übergezogen, weil ich so unersättlich neugierig bin – und ich vermute, hier liegt der Fall ebenso." So sagte das Elefantenkind der doppelgescheckten klappernden Riesenschlange sehr höflich Lebewohl und half ihr noch, sich wieder um den Felsen zu ringeln; es ging seiner Wege, mit etwas brennender Haut, aber durchaus nicht verstimmt, aß Melonen und warf die Schalen fort, weil es sie ohne Rüssel ja nicht sammeln konnte. Plötzlich trat es dicht am Ufer des großen graugrün-schlammigen Limpopostroms, wo die Fieberbäume stehen, auf einen harten Gegenstand; es hielt ihn für einen Baumstamm. Aber es war in Wirklichkeit ein Krokodil, das mit einem Auge zwinkerte. "Entschuldigung", sagte das Elefantenkind sehr höflich, "hast du vielleicht ein Krokodil in dieser Gegend gesehen?" Da zwinkerte das Krokodil mit dem anderen Auge und hob seinen Schwanz halb aus dem Schlamm; das Elefantenkind trat sehr höflich zurück, weil es nicht wünschte, schon wieder eins übergezogen zu bekommen. "Komm her, mein Kleines", rief das Krokodil, "warum fragst du nach solchen Sachen?" "Entschuldigung", sagte das Elefantenkind sehr höflich, "mein Vater hat mir eins übergezogen, und meine Mutter hat mir eins übergezogen, nicht zu vergessen meinen langbeinigen Onkel, den Strauß, und meine schlanke Tante, die Giraffe, die so furchtbar stark treten kann, oder meinen fetten Onkel, das Nilpferd, oder meinen wolligen Onkel, den Pavian, und schließlich die doppelgescheckte klappernde Riesenschlange mit dem schlüpfrigen Schwanz, die nicht weit von hier auf dem Felsen liegt und die stärker zuschlägt als alle anderen. Dies sage ich nur – falls es dir nicht unangenehm ist –, weil ich jetzt nichts mehr übergezogen haben möchte." "Komm her, mein Kleines", knurrte das Krokodil, "ich bin das Krokodil", und es weinte Krokodilstränen, um zu beweisen, dass es nicht log. Da stockte dem Elefantenkind der Atem, und keuchte vor Aufregung; es kniete am Ufer nieder und rief freudig: "So bist du das Wesen, das ich in all den langen Tagen gesucht habe? Würdest du die Freundlichkeit haben, mir zu sagen, was du zu Mittag speist?" "Komm hierher, mein Kleines", erwiderte das Krokodil, "ich sage es dir ins Ohr." Da legte das Elefantenkind seinen Kopf dicht an den speckigen, dreckigen Rachen des Krokodils. Doch das Krokodil packte es bei seiner kleinen Nase, die bis zu diesem Augenblick nicht größer war als ein Stiefel, aber viel, viel nützlicher. "Ich denke", sagte das Krokodil, und es sprach dabei durch die Zähne, ungefähr so: "Ich denke, heute kommt zuerst das Elefantenkind dran." Darüber war das Elefantenkind sehr entsetzt, und es bat mit bebenden Nasenflügeln: "Lass los, du tust mir ja weh!" Da rutschte die doppelgescheckte klappernde Riesenschlange von ihrem Felsen herunter und zischelte: "Mein junger Freund, wenn du nicht augenblicklich so kräftig ziehst wie du nur kannst, wird dich meiner Ansicht nach dein neuer Bekannter im kostbaren Ledermantel – damit meinte sie das Krokodil – "in den nassen Strom schlenkern, ehe du auch nur um Hilfe rufen kannst." Dies ist die Art, in der sich die doppelgescheckten klappernden Riesenschlangen immer ausdrücken. Da setzte sich das Elefantenkind auf seine kleinen Schinken und fing

an zu ziehen und zu zerrern und zu reißen, und seine Nase wurde lang und länger. Das Krokodil platschte ins Wasser und schlug es mit seinem Schwanz, dass es schäumte: und das Elefantenkind zog und zerte und riss.

Seine Nase wurde länger und länger, und es stemmte sich mit seinen vier kleinen dicken Beinen fest gegen den Boden: es zog und zerte und riss, und seine Nase wurde immer noch länger. Das Krokodil wirbelte seinen Schwanz herum wie einen Windmühlenflügel; aber das Elefantenkind zog und zerte und riss, und bei jedem Ruck wurde seine Nase unweigerlich ein Stückchen länger – und das tat furchtbar weh! Das Elefantenkind fühlte, wie seine Beine nachgaben und rutschten, und es sagte durch seine Nase, die nun schon fast anderthalb Meter lang war: "Das wird zu Viel!" Da kroch die doppelgescheckte klappernde Riesenschlange wieder von ihrem Felsen herunter, schlang sich mit einem doppelten Kreuzknoten um die Hinterbeine des Elefantenkindes und sagte: "Du tollkühner und unerfahrener Fremdling, wir wollen uns jetzt gemeinsam zu einer ernstlichen Anstrengung aufraffen. Wenn wir das nicht tun, so habe ich den bestimmten Eindruck, dass jener Dreschflügel mit dem gepanzerten Oberdeck" – damit meinte sie das Krokodil – "dir für immer deine Zukunft verderben wird." Dies ist die Art, in der sich alle doppelgescheckten klappernden Riesenschlangen auszudrücken belieben. Das Krokodil zerte, und das Elefantenkind zerte. Das Krokodil zerte wieder, aber das Elefantenkind und die doppelgescheckte klappernde Riesenschlange zerrten noch stärker; schließlich musste das Krokodil die Nase des Elefantenkindes loslassen, und dabei gab es einen Plumps, dass man es oben und unten am Limpopostrom hören konnte. Das Elefantenkind fiel sehr plötzlich und hart hintenüber, aber sein erster Gedanke war, der doppelgescheckten klappernden Riesenschlange sehr höflich: "Danke vielmals", zu sagen. Dann versorgte es seine arme langgezogene Nase mit einem Verband aus kühlen Bananenblättern und hängte sie in den graugrün-schlammigen Limpopostrom, um sie zu kühlen. "Warum tust du das?" fragte die doppelgescheckte klappernde Riesenschlange. "Entschuldigung", erwiderte das Elefantenkind, "aber meine Nase hat sich scheußlich verändert, und ich warte, ob sie nicht wieder kleiner wird." "Da kannst Du lange warten", höhnte die doppelgescheckte klappernde Riesenschlange. "Mancher weiß nicht, was gut für ihn ist." Das Elefantenkind blieb sitzen und wartete drei Tage, dass seine Nase wieder kleiner würde. Aber sie wurde nicht kleiner, und vom vielen Hinsehen schmerzten bereits die Augen. Das Krokodil hatte die Nase des Elefantenkindes zu einem wirklichen Rüssel ausgezerrt, so wie ihn heutzutage jeder Elefant trägt. Am Ende des dritten Tages kam eine Fliege und stach das Elefantenkind in die Schulter; ehe es noch wusste, was es tat, hob es seinen Rüssel und schlug die Fliege damit tot. "Vorteil Nummer eins!" erklärte die doppelgescheckte klappernde Riesenschlange. "Das hättest du mit deiner Knollennase niemals gekonnt. Versuche jetzt ein wenig zu essen." Bevor das Elefantenkind wusste, was es tat, hatte es seinen Rüssel ausgestreckt und ein großes Bündel Gras abgerissen. Es staubte es an seinen Vorderbeinen ab und stopfte es in sein Maul. "Vorteil Nummer zwei!" lobte die doppelgescheckte klappernde Riesenschlange. "Das hättest du mit deiner Knollennase niemals gekonnt. Findest Du nicht, dass die Sonne sehr heiß brennt?" "Richtig", gab das Elefantenkind zu; und bevor es wusste, was es tat, hatte es eine Ladung Schlamm von den Ufern des großen graugrün-schlammigen Limpopostromes in seinen Rüssel geladen und klatschte sie sich auf den Kopf, machte sich so eine kühle Schlammütze, aus der es hinter seinen Ohren herabtröpfelte. "Vorteil Nummer drei!" pries die doppelgescheckte klappernde Riesenschlange. "Das hättest Du mit deiner Knollennase niemals gekonnt. Möchtest du nicht einmal wieder eins übergezogen bekommen?" "Entschuldigung!" sagte das Elefantenkind, "aber das möchte ich ganz und gar nicht." "Aber würdest du vielleicht jemand anderem gern eins überziehen?" fragte die doppelgescheckte klappernde Riesenschlange. "Das würde ich von Herzen gern tun!" antwortete das Elefantenkind. "Schön", meinte die doppelgescheckte klappernde Riesenschlange, "deine neue Nase wird dir sehr nützlich sein, wenn du jemandem eins überziehen willst." "Danke sehr", sagte das Elefantenkind, das will ich mir merken – und jetzt will ich nach Hause gehen zu all meinen teuren Verwandten und will es gleich ausprobieren. So wanderte das Elefantenkind heim durch ganz Afrika und schwenkte lustig seinen Rüssel. Wenn es Appetit auf Früchte hatte, riss es sich die Früchte vom Baum, statt wie früher zu warten, bis sie herabfielen. Wenn es Lust bekam Gras zu fressen, rupfte es sich das Gras vom Boden ab, statt wie früher sich mühselig niederzuknien. Wenn die Fliegen es stachen, brach es sich eine Zweig ab und benutzte ihn als Fliegenwedel. Das Elefantenkind machte sich eine neue, kühle, matschig-klebrige Schlafmütze, so oft ihm die Sonne zu heiß wurde. Wenn es sich einsam fühlte bei seinem Spaziergang durch Afrika, sang es sich eins durch seinen Rüssel, und es dröhnte lauter als viele Militärkapellen zusammen. Es macht absichtlich Umwege, um ein fettes Nilpferd zu treffen – aber eins, das mit ihm nicht verwandt war -, und es zog ihm sehr kräftig eins über, um sicher zu sein, dass die doppelgescheckte klappernde Riesenschlange über die Fähigkeiten des neuen Rüssels die Wahrheit gesprochen hatte. In der übrigen Zeit sammelte das Elefantenkind die Melonenschalen ein, die es auf der Reise zum großen graugrün-schlammigen Limpopostrom weggeworfen hatte, denn es hielt sehr auf Ordnung. An einem dunklen Abend traf das Elefantenkind all seine teuren Verwandten wieder, und es rollte seinen Rüssel ganz dicht zusammen und rief: "Wie geht's, wie geht's" Alle waren erfreut, es wieder zu sehen, und sagten sogleich: "Komm her, wir wollen dir für deine unersättliche Neugier eins überziehen." "Pah", prahlte das Elefantenkind, "ihr habt keine Ahnung! Das könnt ihr ja nicht, aber ich kann es, und ich will es euch zeigen." Da machte es seinen Rüssel lang und warf zwei seiner lieben Brüder zu Boden. "Bananen und Melonen!" riefen alle, "wo hast du diesen Kniff gelernt! Und was hast du mit deiner Nase gemacht?" "Ich habe vom Krokodil an den Ufern des großen graugrün-schlammigen Limpopostroms eine neue Nase bekommen", erwiderte das Elefantenkind, "ich fragte es, was es zu Mittag speist, und es gab mir dies hier als Andenken." "Es sieht hässlich aus", meinte sein wolliger Onkel der Pavian. "Das ist wahr", gab das Elefantenkind zu, "aber es ist sehr nützlich", und es packte mit dem Rüssel seinen wolligen Onkel, den Pavian, an einem seiner wolligen Beine und schlenkerte ihn in ein Hornissennest. Darauf zog das unartige Elefantenkind all seinen lieben Verwandten etwas Ordentliches über, bis ihnen die Haut brannte und sie höchst erstaunt waren. Es riss seinem langbeinigen Onkel, dem Strauß, die Schwanzfedern aus; und es erwischte seine schlanke Tante, die Giraffe, beim Hinterbein und schleppte sie durch Stachel- und Dornbüsche. Auch trompetete es seinen fetten Onkel, das Nilpferd, an und spritzte ihm Wasser ins Ohr, wenn er gerade sein Mittagsschläfchen hielt – aber niemals erlaubte es, dass jemand den Vogel Kolokolo anrührte. Schließlich wurde die Lage für all seine teuren Verwandten so gefährlich, dass einer nach dem andern sich eilig aufmachte nach dem großen graugrün-schlammigen Limpopostrom, an dessen Ufern überall Fierbäume stehen, um sich vom Krokodil neue Nasen zu holen. Nachdem die Elefanten zurückgekehrt waren, ließ einer den anderen in Ruhe. Und warum wohl? Seit jener Zeit haben alle Elefanten auch einen solchen Rüssel wie das unersättlich neugierige Elefantenkind.



Vlada Staljin 6B

Es war einmal ein Mann und seine Frau, die hatten eine Tochter. Sie lebten glücklich miteinander, doch eines Tages wurde die Frau schwer krank und starb. Lange Zeit war der Mann sehr traurig, aber einige Jahre später heiratete er doch eine andere Frau. Diese war ein böses Weib. Von Anfang an hasste sie die Tochter des Mannes, schimpfte und schlug sie sogar. Sie plante sogar noch böseres: Als der Mann länger verreisen musste, machte sie einen Plan, das Mädchen zu Tode kommen zu lassen.

Sie sprach zu dem Mädchen: „Geh zu meiner Schwester und lass Dir von ihr Nadel und Faden geben, damit ich Dir ein neues Kleid nähen kann.“ Ihre Schwester aber war Baba Jaga, eine böse Hexe. Das Mädchen hatte Angst vor ihrer Stiefmutter und traute sich nicht zu widersprechen. Voller Angst ging sie aus dem Haus. Auf dem Weg zu Baba Jaga kam sie beim Haus ihrer Tante, der Schwester ihres Vaters, vorbei. Die stand in ihrem Garten und schaute sie freundlich an.

„Sei gegrüßt, liebste Tante.“

„Hallo Mädchen, wohin gehst Du denn so betrübt?“

„Meine Stiefmutter hat mich zu ihrer Schwester geschickt, um Nadel und Faden zu holen. Und Du weißt doch, ihre Schwester ist die böse Hexe Baba Jaga.“

„Da hast Du gut getan, dass Du vorher bei mir vorbei gekommen bist“ sprach da die Tante. „Warte hier.“ Sie ging ins Haus und kam mit einem Band, einem Brot, einem Krug Öl und einem Stück Fleisch zurück. „Nimm diese Sachen. Dich wird eine Birke mit ihren Ästen schlagen, um Dich beim Gehen zu stören. Mit dem Band binde die Äste zusammen. Ein Tor wird quietschen und Dich nicht durchlassen, öle die Türangel. Hunde werden Dich beißen wollen, gib ihnen vorher das Brot und eine Katze wird Dich kratzen wollen, so gibt ihr vor ihrer Tat das Fleisch.“

Das Mädchen ging in den Wald und kam an eine Hütte, die auf riesigen Beinen stand, die wie die von einem Huhn aussahen. In der Hütte saß Baba Jaga mit ihren knochigen Beinen und webte. Die Tür stand offen und das Mädchen trat ein.

„Seid gegrüßt, Baba Jaga.“

„Was willst Du Mädchen?“

„Meine Stiefmutter, Deine Schwester, schickt mich. Ich soll bei Dir für sie Nadel und Faden holen, damit sie mir ein Kleid nähen kann.“

„Du wirst beides erhalten. Aber während ich die Sachen hole, musst Du hier weiter für mich weben.“ Da setzte sich das Mädchen und webte. Baba Jaga ging in den Nachbarraum der Hütte, wo sich ihre Magd befand und sagte zu ihr: „Ich gehe jetzt ins Bett. Heize den Ofen und wasche das Mädchen, das im anderen Zimmer für mich webt. Wenn ich aufwache, will ich es braten und essen.“ Da Baba Jaga die Tür nicht richtig geschlossen

hatte, hatte das Mädchen gehört, was diese zu ihrer Magd gesagt hatte. Sie bekam furchtbare Angst. Als Baba Jaga im Bett war, ging sie zur Magd und bat sie: „Hab Erbarmen mit mir! Mach kein Feuer im Ofen!“ Sie reichte ihr ein kostbares Tuch, das sie einst von ihrer Mutter bekommen hatte und schaute sie flehentlich an. Da erwachte Baba Jaga. Eilig lief das Mädchen zurück zum Webstuhl und begann wieder eilig zu weben. Da fragte die Hexe durch die geschlossene Türe.

„Webst Du auch schön, Mädchen?“

„Ich webe noch“ antwortete das Mädchen laut und sprach dann leise zu einem Kater, der durch die Stube lief. „Katerchen, weißt Du, wie man von hier fliehen kann?“ Sie erinnerte sich an die Worte ihrer Tante und gab ihm das Stück Fleisch, das sie von ihr bekommen hatte. Der Kater aß es und antwortete ihr: „Hör zu. Auf dem Tisch dort drüben liegt ein Handtuch und ein Kamm. Nimm beide und lauf, so schnell Du kannst. Baba Jaga wird schnell merken, wenn Du aus ihrer Hütte läufst und Dich verfolgen. Sie kann rennen wie der Wind. Sobald sie dich fast einholt, wirf den Kamm hinter Dir auf die Erde. Sofort wird, wo er den Boden berührt, ein dichter Wald wachsen. So lange sich Baba Jaga durch den Wald kämpfen muss, renne weiter. Wenn Sie Dich wieder einholt, wirf das Handtuch hinter Dich. Sofort wird dort, wo es den Boden berührt, ein Fluss entstehen.“

„Ich danke Dir vielmals, Katerchen“ sprach das Mädchen. Sie nahm den Kamm und das Handtuch und rannte aus der Hütte. Da kamen um die Hütte zwei Hunde gerannt und wollten sie beißen und in Stücke reißen. Das Mädchen warf das Brot zu ihnen und sie schnappten danach und ließen sie in Ruhe. Sie rannte weiter und kam an ein Tor. Quietschend sprang es auf und zu und war nie lange genug offen, dass jemand hindurch eilen konnte. Das Mädchen goss ihr Öl auf seine Angeln, da blieb es offen stehen und ließ sie durch. Da kam sie an eine Birke, die sie mit ihren Ästen aufhalten wollte, doch sie band die Äste mit dem Band zurück und so ließ auch die Birke sie weiter laufen.

Inzwischen hatte sich der Kater an den Webstuhl gesetzt und die Arbeit des Mädchens fortgeführt. Zumindest tat er so, als ob er weben würde und klapperte fleißig mit dem Webstuhl. Da erwachte Baba Jaga erneut und fragte: „Webst Du auch schön, Mädchen?“ „Ich webe noch“ antwortete der Kater. Doch die Hexe merkte an der Stimme, dass etwas nicht stimmte und stürzte ins Zimmer. Da sah sie, dass nun der Kater und nicht mehr das Mädchen am Webstuhl saß. Da schimpfte Baba Jaga den Kater: „Du Betrüger! Du Verräter! Warum hilfst Du dem Mädchen? Warum hast Du sie nicht aufgehalten? Warum hast Du ihr das Gesicht nicht zerkratzt?“ Da sprach der Kater: „Ich diene Dir schon viele Jahre, doch niemals erhielt ich von Dir auch nur einen Knochen! Aber das Mädchen hat mir sofort ein gutes Stück Fleisch geschenkt!“

Da öffnete Baba Jaga die Tür, rannte hinaus und sah ihre beiden Hunde das Brot essen. Wütend sagte sie zu ihnen: „Warum habt Ihr das Mädchen nicht in Stücke gerissen? Warum habt Ihr sie laufen lassen?“ Da meinten die Hunde: „Wir stehen in Deinen Diensten schon viele Jahre, doch niemals erhielten wir von Dir auch nur eine alte Brotrinde! Aber das Mädchen hat uns sofort ein ganzes frisches Brot geschenkt!“

Da lief Baba Jaga zum Tor und rief ihm zu „Warum bleibst Du nicht geschlossen? Warum hast Du das Mädchen durch gelassen?“ Da seufzte das Tor: „Ich bin Dir zu Diensten schon viele Jahre und quietschte bereits jämmerlich. Doch niemals hast Du auch nur Wasser auf meine Angeln gegossen. Das Mädchen hat mich mit Öl geschmiert!“

Da rannte Baba Jaga durch das Tor und kam an der Birke vorbei. Sie sprach zu ihr: „Warum hast Du das

Mädchen mit Deinen Ästen nicht aufgehalten? Warum hast Du ihr nicht in die Augen gestochen ?“ Der Baum antwortete: „ Ich diene Dir schon viele Jahre. Du hast mich nicht einmal mit einem Faden zusammen gebunden. Das Mädchen hat mir ein schönes Band geschenkt!“

Da sah Baba Jaga die Magd und schimpfte sie: „Du dumme Göre! Warum hast Du sie nicht aufgehalten?“ Die Magd antwortete: „So viele Jahre diene ich Dir. Doch nie warst Du freundlich zu mir. Das Mädchen aber hat mir ein feines Tuch geschenkt und war sehr höflich und nett.“

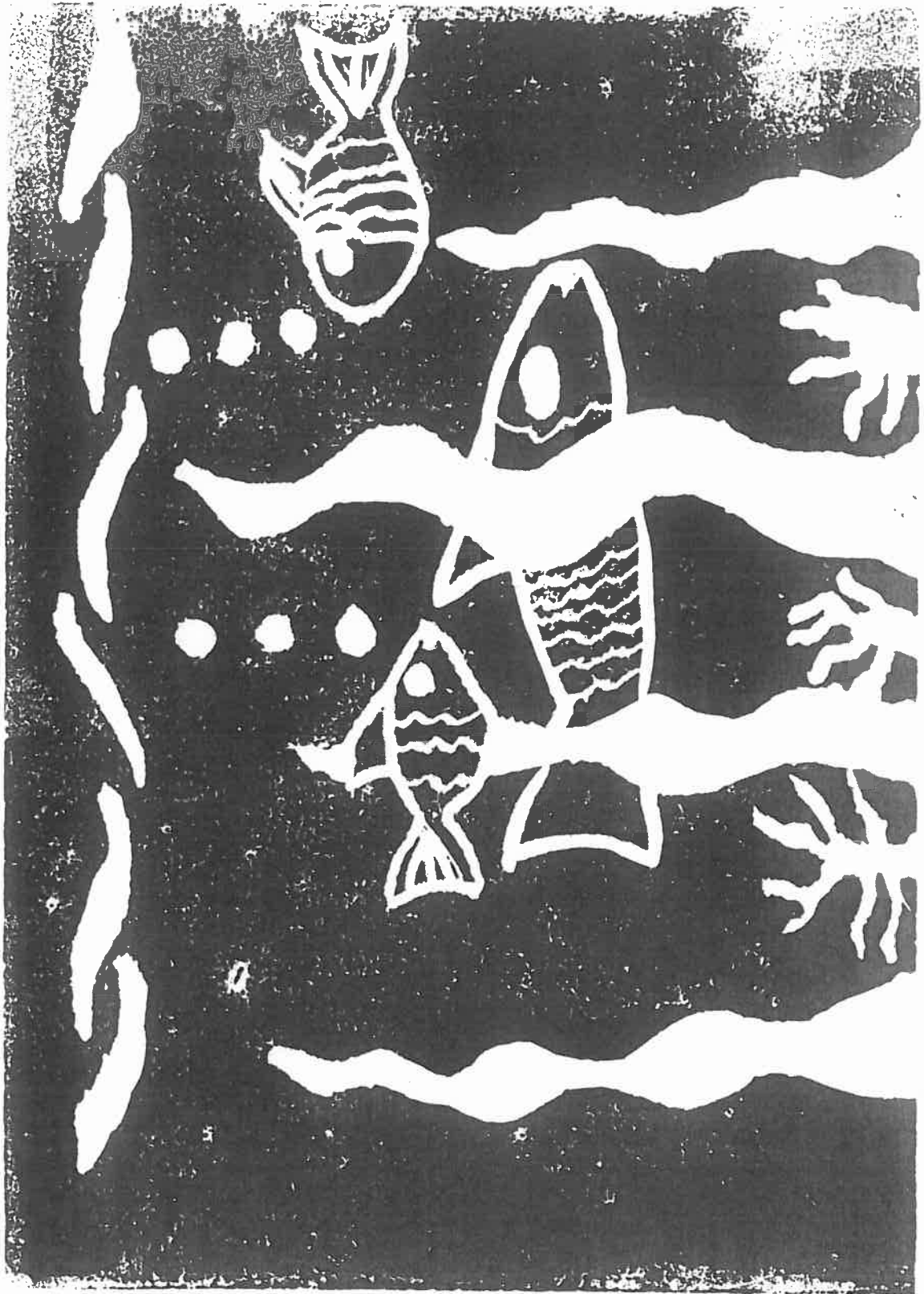
Baba Jaga sprang in ihren großen Zauberbottich, der dicht über den Boden fliegen konnte und nahm mit dieser die Verfolgung des Mädchens auf. Mit einem Stößel beschleunigte sie, mit einem Besen verwischte sie ihre Spur und die Erde bebte, überall wo sie vorbei kam.

Das Mädchen rannte derweil, so schnell es konnte. Bald spürte es, wie die Erde zitterte und Baba Jaga in ihrem fliegenden Bottich näher kam. Da nahm sie den Kamm aus dem Hexenhaus und warf ihn hinter sich auf den Boden. Dort wuchs augenblicklich ein dichter und hoher Wald mit tief im Erdreich verwurzelten Bäumen. Über diesen konnte Baba Jaga nicht hinüber und stieß bei ihrer Verfolgung gegen die Bäume. Da biss die böse Hexe in die dicken Zweige und knickte sie um, bis sie so durch den Wald hindurch gelangte und nahm die Verfolgung des Mädchens wieder auf. Eine Weile später spürte das Mädchen wieder das Zittern des Bodens hinter ihr, da ihr die Hexe erneut näher und näher kam. Da warf das Mädchen das Handtuch aus dem Hexenhaus und warf es hinter sich über die Schulter auf den Boden. Sofort entstand dort ein breiter Fluss. Schon einen Moment später kam Baba Jaga ans Ufer, ärgerte sich und knirschte mit ihren Zähnen. Über das Wasser konnte sie mit ihrem Zauberbottich nicht hinüber. Sie ging fort, kehrte mit einer Herde Rinder zurück und befahl ihnen, den Fluss leer zu trinken. Sie tranken und tranken, doch das Wasser wurde nicht weniger. Da legte sich die Hexe selbst mit ans Ufer und begann zu trinken. Sie trank und trank und trank, wurde dicker und dicker – und platzte.

Spät am Abend desselben Tages kehrte der Vater des Mädchens von seiner Reise zurück und fragte seine Frau, die böse Stiefmutter: „Wo ist meine Tochter?“ „Sie ist zu ihrer Tante gegangen, Nadel und Faden zu holen. Sie ist wohl irgendwo aufgehalten worden.“ Der Vater machte sich Sorgen, da seine Tochter sonst nie so lange aus blieb und wollte schon seine Tochter suchen gehen. Da ging die Tür auf und vom laufen völlig außer Atem kam das Mädchen herein.

“Wo bist Du gewesen?“ fragte sie der Vater. „Oh Vater. Die Stiefmutter hat mich zu ihrer Schwester geschickt, doch die war die böse Hexe Baba Jaga! Wäre ich ihr nicht entkommen, hätte sie mich mit Haut und Haaren gefressen!“ Da nahm der Vater den Besen und jagte das böse Weib aus dem Haus. Seitdem lebte er alleine mit seiner Tochter glücklich und in Wohlstand zusammen und damit ist das Märchen vorbei.

Vlada S.



Annik Steinhardt 6B



Luca Walinski





XVIII. Das Pferd Gullfaxi und das Schwert Gunnfjodor

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche, dieselben hatten einen Sohn, der Sigurd hieß. Als dieser zehn Jahre alt war, wurde die Königin krank und starb. Der König ließ die Leiche der Königin nach altem Brauche in einen Grabhügel legen, und er saß oft auf demselben und trauerte um sie.

Eines Tages saß der König wie gewöhnlich auf dem Grabhügel der Königin, als er eine vornehm gekleidete Frau erblickte. Er fragte dieselbe um ihren Namen, sie antwortete, daß sie Ingibjörg heiße und sprach zugleich ihre Verwunderung darüber aus, daß der König so allein hier sitze. Dieser erzählte sodann, daß er seine Königin verloren habe und auf ihrem Grabhügel trauere. Die Frau wieder theilte ihrerseits dem Könige mit, daß sie gestern ihren Mann verloren habe, und fugte hinzu, daß es wohl am Besten wäre, wenn sie Beide zusammenziehen würden. Der König fand Gefallen an ihr, und sie ein, ihm in seinen Palast zu folgen, und wenige Tage darauf hielt er auch schon Hochzeit mit ihr.

Der König gewann wieder sein frohes Gemuth zurück und ritt oft auf die Jagd, um sich zu erlustigen. Sigurd aber liebte seine Stiefmutter sehr und blieb immer bei ihr daheim.

Eines Abends sagte Ingibjörg zu Sigurd

»Morgen mußt Du mit Deinem Vater auf die Jagd gehen.«

Sigurd jedoch entgegnete, daß er lieber bei ihr daheim bleiben wolle.

Am nächsten Morgen ritt der König auf die Jagd, Sigurd aber war nicht zu bewegen, ihn zu begleiten. Da sagte die Stiefmutter, daß er seinen Ungehorsam noch zu bereuen haben werde und daß er besser thun würde, ihr in Zukunft zu gehorchen.

Als der König fortgeritten war, verbarg sie Sigurd unter ihrem Bette und sagte ihm, daß er hier zu bleiben habe, bis sie ihn rufen würde. Bald darauf hörte Sigurd ein gewaltiges Gedröhn, so daß der Boden bebte, und sah sodann ein Riesenweib bis zu den Knöcheln in der Erde wattend in das Zimmer kommen. Dasselbe sagte

»Sei gegrüßt, Schwester Ingibjörg! Ist der Königssohn Sigurd zu Hause?«

»Nein«, antwortete Ingibjörg, »er ritt heute Morgens mit seinem Vater in den Wald hinaus, um sich zu erlustigen.«

Ingibjörg deckte sodann für ihre Schwester den Tisch und setzte ihr Speisen vor. Als sie beide gegessen hatten, sprach die Riesin zu ihrer Schwester

»Ich danke Dir für den besten Leckerbissen, das beste Lamm, die beste Kanne Bier und den besten Trank. Ist der Königssohn Sigurd zu Hause?«

Ingibjörg verneinte die Frage. Hierauf nahm die Riesin von ihrer Schwester Abschied und ging fort. Da sagte Ingibjörg zu Sigurd, daß er jetzt aus seinem Versteck hervorkommen könne.

Der König kam Abends von der Jagd zurück und wußte nichts von dem, was vorgegangen war. Am nächsten Morgen bat Ingibjörg abermals den Königssohn, daß er doch endlich mit seinem Vater auf die Jagd gehen möchte. Allein Sigurd antwortete dasselbe wie am Tage vorher und sagte, er wolle lieber daheim bei seiner Stiefmutter bleiben.

Der König ritt wieder allein auf die Jagd, Ingibjörg verbarg jetzt Sigurd unter dem Tische und zeigte großen Unwillen darüber, daß er ihr auch dieses Mal nicht gehorcht habe. Da erbebte der Boden und es kam abermals ein Riesenweib, das bis zu den Waden hinauf in der Erde watete, in das Zimmer und sagte

»Sei gegrüßt, Schwester Ingibjörg! Ist der Königssohn Sigurd zu Hause?«

»Nein«, antwortete Ingibjörg, »er ritt heute Morgens mit seinem Vater fort, um sich zu erlustigen.«

Ingibjörg deckte wieder für ihre Schwester auf und als sie sich satt gegessen hatten, erhob sich die Riesin und sagte,

»Ich danke Dir für den besten Leckerbissen, das beste Lamm, die beste Kanne Bier und den besten Trank. Ist der Königssohn Sigurd zu Hause?«

Ingibjörg verneinte die Frage und hierauf nahmen sie von einander Abschied.

Nun kroch Sigurd wieder aus seinem Versteck hervor. Ingibjörg sagte, es sei von größter Wichtigkeit, daß er morgen nicht zu Hause bleibe, der Königssohn entgegnete jedoch, daß ihm dies wohl niemals Schaden bringen werde.

Als am nächsten Morgen der König sich anschickte, fortzureiten, kam Ingibjörg zu Sigurd und bat ihn fähenlich, doch heute mit seinem Vater zu gehen. Aber Sigurd blieb allen ihren Bitten gegenüber taub.

Als der König fortgeritten war, verbarg Ingibjörg den Sigurd zwischen dem Getäfel und der Wand. Da begann wieder der Erdboden zu bebem und es kam eine Riesin, die aber bis zu den Knien hinauf in der Erde watete, zu der Thüre herein. Sie sprach mit furchtlicher Stimme

»Sei gegrüßt, Schwester Ingibjörg! Ist der Königssohn Sigurd zu Hause?«

»Nein«, entgegnete Ingibjörg, »er ist draußen im Walde, um sich zu erlustigen.«

»Das ist eine Lüge«, schrie die Riesin und sie zankten sich herum, bis Ingibjörg hoch und theuer versicherte, daß er nicht zu Hause sei.

Ingibjörg deckte hierauf den Tisch für ihre Schwester und nachdem sie gespeist hatten, sagte die Riesin,

»Ich danke Dir für den besten Leckerbissen, das beste Lamm, die beste Kanne Bier und den besten Trank. Ist der Königssohn Sigurd zu Hause?«

»Nein«, antwortete Ingibjörg, »ich habe Dir doch schon früher gesagt, daß er heute Morgens mit seinem Vater fortgeritten ist, um sich zu erlustigen.«

Da schrie die Riesin mit Donnerstimme

»Ist er so nahe, daß er meine Worte hört, so lege ich den Zauber auf ihn, daß er halb verbrannt und halb verdorrt werde und nicht früher zu Rast oder Ruhe komme, bevor er mich findet.«

Nach diesen Worten ging sie ihrer Wege.

Ingibjörg holte nun Sigurd aus seinem Versteck hervor und er war da halb verbrannt und halb verdorrt.

»Da kannst Du jetzt sehen, wie es Dir erging«, sagte sie; »aber wir dürfen nun keine Zeit verlieren, denn Dein Vater wird bald nach Hause kommen.«

Sie nahm einen Knäuel aus einer Kiste, desgleichen drei goldene Ringe und sagte zu Sigurd

»Wenn Du diesen Knäuel auf die Erde fallen läßt, wird er anfangen zu rollen bis er bei einigen Felsen liegen bleibt. Da wirst Du eine Riesin aus dem Felsen hervor kommen sehen, diese ist meine erste Schwester. Sie wird auf Dich hinabrufen und sagen, Ah, das ist herrlich! da ist der Königssohn Sigurd gekommen, der soll heute Abend in den Topf! – Aber Du brauchst deshalb nicht den Muth zu verlieren. Sie wird Dich sodann mit einem Bootshaken zu sich hinauf ziehen. Grüße sie von mir und gib ihr den kleinsten von den goldenen Ringen, sie wird seelenvergnügt werden, wenn sie das Gold sieht, und Dich zu einem Ringkampf auffordern, wenn Du dann ermattet bist, wird sie Dir anbieten, aus einem Horne zu trinken, bis Du solche Kräfte bekommst, daß Du sie überwindest. Sie wird Dich hierauf bis zum nächsten Morgen bei sich behalten. Auf gleiche Weise werden auch meine beiden anderen Schwestern mit Dir verfahren. Vor allen Dingen aber merke Dir, wenn mein Hund zu Dir kommt, seine Pfoten auf Dich legt und Thränen über seine Schnauze niederfließen, so beeile Dich nach Hause zu kommen, denn dann ist mein Leben in Gefahr; vergiß da nicht auf deine Stiefmutter!«

Hierauf ließ Ingibjörg den Knäuel zur Erde fallen und Sigurd nahm ruhrenden Abschied von ihr.

Am Abend desselben Tages blieb der Knäuel bei den ersten Felsen liegen und Sigurd sah auf den Felsabhang eine Riesin hervorkommen.

erblickte, rief sie

»Ah, das ist herrlich! da ist der Königssohn Sigurd gekommen, der soll heute Abend in den Topf! Hierauf mit Dir, Kamerad! komm' und ringe mit mir!«

Bei diesen Worten langte sie mit einem Bootshaken hinab und zog Sigurd zu sich hinauf. Dieser meldete ihr den Gruß ihrer Schwester und gab ihr den kleinsten von seinen goldenen Ringen. Die Riesin wurde seelenvergnügt, als sie das Gold sah und forderte Sigurd auf mit ihr zu ringen. Als sie merkte, daß er ermattete, gab sie ihm aus einem Horne zu trinken, bis er die richtige Stärke erhielt.

Am nächsten Tage warf er wieder den Knäuel auf die Erde und derselbe blieb abermals bei mehreren Felsen liegen. Sigurd blickte umher und sah bald eine Riesin aus dem Felsen hervorkommen, welche von größerem Wuchse war, als die erste. Diese rief laut auf ihn herab

»Ah, das ist herrlich! Da ist der Königssohn Sigurd gekommen, der soll heute Abend in den Topf! Auf, Kamerad! komm' und ringe mit mir!«

Zugleich zog sie Sigurd zu sich hinauf. Er meldete ihr den Gruß seiner Stiefmutter und gab ihr den zweitgrößten goldenen Ring. Die Riesin war außerordentlich erfreut, als sie das Gold sah, und forderte ihn auf zu einem Ringkampfe. Als sie merkte, daß er ermattete, gab sie ihm aus einem Horne zu trinken, und zwar so lange, bis er so stark wurde, daß er sie mit einer Hand zu Boden werfen konnte.

Am Morgen des dritten Tages legte er seinen Knäuel wieder auf die Erde und derselbe rollte, bis er bei dem dritten Felsen liegen blieb. Sigurd blickte nach oben und sah bald eine gräßliche Riesin auf den Abhang des Felsens hervortreten. Als dieselbe Sigurd gewahrte, rief sie

»Ah, das ist herrlich! Da ist der Königssohn Sigurd gekommen, der soll heute Abend in den Topf! Auf, Kamerad! komm' und ringe mit mir!«

Zugleich zog sie ihn zu sich hinauf. Sigurd meidete den Gruß seiner Stiefmutter und gab ihr den dritten goldenen Ring. Die Riesin war unendlich erfreut über das rothe Gold und forderte Sigurd zu einem Ringkampf mit ihr auf. Als sie merkte, daß ihn seine Kräfte verließen, gab sie ihm aus einem Horne zu trinken, bis er sie dahinbrachte, daß sie auf die Knie fiel. Da sagte die Riesin zu ihm:

»Nicht weit von hier ist ein See, geh dahin. Du wirst dort ein kleines Mädchen sehen, welches mit einem Kahne spielt. Trachte mit diesem Mädchen gut Freund zu werden. Hier hast Du einen kleinen goldenen Ring, gib ihn demselben, das wird Dir von Nutzen sein. Du hast ja Deine Kräfte wiedergewonnen und Deine Unternehmungen werden Dir sicherlich sehr gut gelingen.«

Hierauf schieden sie von einander und Sigurd ging nun so lange, bis er zu dem See kam, von welchem ihm die Riesin gesprochen hatte. Hier sah er ein Mädchen, welches mit einem Kahne spielte. Er näherte sich demselben und fragte es um seinen Namen.

Sie heiße Helga und ihre Eltern wohnen nicht weit von hier, erhielt er zur Antwort.

Sigurd schenkte ihr den Ring und schlug ihr vor, daß sie mit ihm zusammen spielen sollte. Sie spielten denn auch zusammen den Rest des Tages hindurch. Als Helga des Abends nach Hause gehen wollte, bat er sie, daß er mit ihr gehen dürfe. Sie erwiederte jedoch, daß sie ihm dies nicht erlauben könne, da es keinem Fremden gelinge, in das Haus zu kommen, ohne daß ihr Vater es bemerke.

Sie ließ aber Sigurd gleichwohl mitkommen, bevor sie jedoch in das Haus eintrat, hielt sie ihren Handschuh über ihn und in demselben Augenblicke wandelte Sigurd in ein Buschel Wolle verwandelt, welches Helga unter dem Arme in das Haus trug und in ihr Bett hinauf warf. In diesem Augenblicke sturzte auch schon ihr Vater herein, roch und suchte in allen Winkeln und schrie:

»Es necht hier nach Menschen! Was hast Du da auf das Bett hinaufgeworfen, meine Tochter?«

»Es war nur ein Wollbuschel«, antwortete Helga.

»Vielleicht war es dann das!« sagte der Alte.

Es verging die Nacht und als Helga des Morgens fortging, um zu spielen, nahm sie das Wollbuschel mit. Als sie zum See kam, hielt sie wieder ihren Handschuh über dasselbe und Sigurd bekam wieder seine frühere Gestalt. Sie unterhielten sich zusammen den ganzen Tag hindurch. Als sie Abends nach Hause gingen, sagte Helga zu Sigurd:

»Morgen werden wir mehr Freiheit zum Spielen haben, denn mein Vater geht in die Kirche und wir können zu Hause bleiben.«

Als sie vor dem Hause ankamen, schwang Helga ihren Handschuh über Sigurd und er wurde wieder in ein Buschel Wolle verwandelt, welches sie in das Bett hinauf warf.

Am nächsten Morgen ging Helga's Vater fort nach der Kirche. Sowie er sich entfernt hatte, erhob Helga ihren Handschuh über das Wollbuschel und Sigurd erhielt wieder seine natürliche Gestalt. Sie unterhielten sich nun zusammen, indem Helga dem Sigurd ein Zimmer nach dem anderen zeigte, denn ihr Vater hatte ihr alle Schlüssel übergeben, als er fortging.

Sigurd bemerkte zum Schluß, daß sich unter den Schlüsseln noch einer befand, mit dem Helga kein Zimmer aufgeschlossen hatte, er fragte sie deshalb, welches Zimmer dieser Schlüssel gehöre.

Helga antwortete ihm, es sei dies ein besonderer Schlüssel.

»Ja, darin hast Du wohl recht«, sagte Sigurd, »allein Du hast doch nichts dagegen, mir auch das Zimmer zu zeigen, welches derselbe aufschließt.«

In diesem Augenblicke fiel sein Blick auf eine eiserne Thur und er bat nun Helga auf das Instndigste, ihm dieses Zimmer zu zeigen.

Helga antwortete, daß sie dies nicht dürfe, und wenn sie es schon thue, die Thur nur ganz wenig ffnen könne.

Sigurd entgegnete, daß dies ja genug sein würde.

Während aber Helga die Thüre öffnete, stieß er sie ganz auf und trat ein. – Er sah in dem Zimmer ein prächtig aufgesatteltes Pferd stehen, über welchem ein reich mit Gold verziertes Schwert hing, auf dessen Griff folgende Worte eingetzt waren:

[151] »Wer auf diesem Roe sitzt und sich mit diesem Schwerte umgrlet, dem wird das Glück folgen.«

Sigurd bat Helga, daß sie ihm gestatten möchte, ein Mal auf diesem Pferde mit der ganzen prächtigen Ausrüstung um das Haus herum zu reiten.

Helga antwortete, daß dies auf keine Weise angehen könne.

Sigurd drang aber so lange mit den schmeicheldsten Worten in sie, bis sie endlich seinen Bitten nachgab. Sie sagte ihm jetzt auch, daß das Pferd Gullfaxi (Goldmhne) und das Schwert Gunnfdur (Kampffeder) heißen, und fugte hinzu:

»Hier sind ein Zweig, ein Stein und ein Stock, welche zu dem Uebigen gehören. Wenn man auf dem Pferde sitzt und von seinem Feinde verfolgt oder am Leben bedroht wird, so braucht man nur den Zweig hinter sich zu werfen, denn derselbe verwandelt sich sogleich in einen großen Wald; und wenn der Feind gleichwohl von der Verfolgung nicht absteht, so braucht man nur den Stock zu nehmen und damit auf die entgegengesetzte Seite des Steines, welche weiß ist, zu stoßen, es kommt dann ein so heftiges Hagelwetter, daß Derjenige, welcher Einen verfolgt, dabei umkommt.«

Nachdem Helga dem Sigurd all' dies mitgetheilt hatte, erlaubte sie ihm auf sein instndiges Bitten, nur ein einziges Mal mit Stein, Zweig und Stock um das Haus herum zu reiten. Als aber Sigurd ein Mal um das Haus geritten war, sprengte er davon.

Bald darauf kam Helga's Vater nach Hause und sah, daß seine Tochter weinte. Er fragte sie, aus welchem Grunde sie weine, und sie erzhete nun Alles was sich zugetragen hatte. Da fing er augenblicklich an aus allen Kräften dem Jungling auf Gullfaxi nachzulaufen.

Sigurd sah sich um und erblickte den Riesen hinter sich; da warf er den Zweig hinter sich und sogleich schoß ein ungeheurer und dichter Wald zwischen ihm und dem Riesen empor, so daß [152] dieser genöthigt war, um eine Axt nach Hause zu laufen und sich durch den dichten Wald durchzuhauen.

Als Sigurd sich zum zweiten Mal umsah, war der Riese schon wieder so nahe gekommen, daß er beinahe den Schwanz des Pferdes berühren konnte. Da wandte er sich um und stieß mit dem Stock auf die weiße Fläche des Steines. Da brach ein so heftiges Hagelwetter hinter ihm los, daß der Riese dabei umkam. Hatte er jedoch auf den Stein gestoßen, ohne sich umzuwenden, so würde ihm das Hagelwetter in's Gesicht gekommen sein und ihn getdlet haben.

Sigurd ritt nun weiter. Da kam die Hündin seiner Stiefmutter auf ihn zu gerannt und er sah, daß dem Thiere die Thränen über die Schnauze rannen. Da ritt er aus allen Kräften nach Hause zu seiner Stiefmutter und als er ankam, sah er, daß neun Knechte dieselbe an einen Holzpflock festgebunden hatten und verbrennen wollten.

Sigurd sprang, das Schwert Gunnfdur in der Hand, blitzschnell vom Pferde, sturzte auf die Knechte los und tödtete sie alle. Hierauf befreite er seine

Stiefmutter von ihren Fesseln, setzte sie auf das Pferd und begab sich heim zu seinem Vater.

Der König war aus Kummer krank geworden und lag im Bette ohne eine Speise zu sich zu nehmen; als er aber seinen Sohn erblickte, war er ganz außer sich vor Freude. Sigurd erzhete ihm alle seine Erlebnisse, der König aber hatte geglaubt, daß seine Stiefmutter ihn um's Leben gebracht habe.

Hierauf ritt Sigurd fort um Helga zu holen. Er wurde später König und sie seine Königin.

Sie lebten lange und glücklich,

Hatten Kinder und KindesKinder,

Gruben Wurzeln und Kräuter,

Und nun weiß ich die Geschichte nicht mehr weiter.



Annika Wiedmaier

Die Blutblume (Australisches Märchen)

In der Nacht war Wimbakobolo geflohen und hatte Purleemil, die Verlobte des Tirta, mitgenommen. Nun war das Geschrei im Lager des Fluß-Stammes groß, die Alten versammelten sich und beratschlagten, wie sie ihn wohl wieder einsangen könnten. Während sie so beisammen saßen, kamen die jungen Leute herbei und erzählten, daß die Spuren der Flüchtigen nach dem großen Bouika-See führten, wo sich gerade eine Jagdgesellschaft aufhielt, die von einem Stamme aus dem Hinterlande entsandt war. Zu diesem Stamme hatte einst auch der Vater von Wimbakobolo gehört.

Da meinten die Alten mit Recht, daß die Flüchtlinge bei diesem Stamme Schutz suchen würden. Sie riefen die waffenfähige Mannschaft herbei und sagten: »Holt eure Waffen, wir wollen zu diesem Stamme ziehen und von ihm die Herausgabe der Flüchtigen verlangen. Wimbakobolo wollen wir erschlagen. Purleemil überlassen wir dem Tirta, der mag sie dann nach seinem Gefallen töten oder behalten.« In voller Kriegsbemalung und bis an die Zähne bewaffnet zogen sie los. Zwei Tage lang folgten sie der Spur. Am dritten erblickten sie die Lagerfeuer. Sie sandten Boten zum Stamme, die von den Alten empfangen wurden. Sie forderten die Auslieferung von Wimbakobolo und Purleemil.

»O, schickt mich bitte nicht zurück,« sagte Purleemil. »Schickt mich nicht zum alten Tirta zurück. Zwei Frauen hat er schon mit seiner Keule erschlagen. Ich will nicht die dritte sein.« Und sie schluchzte laut. »Hör auf mit Schreien,« sagte Wimbakobolo. »Ich gebe dich an niemand heraus, eher töte ich dich selbst mit meinem Speer. Wenn Tirta ein Mann ist, er wandle sich zu den Alten, dann soll er mit mir kämpfen. Ich bin bereit dazu, doch er ist ein Feigling. Leute vom Stamme meines Vaters! Bei euch fanden wir Schutz, und ihr gabt uns zu essen, als wir hungrig waren, denkt daran, daß einst mein Vater zu euch gehörte, daß er ein gewaltiger Krieger war und eure Feinde wie Ameisen vernichtete. Wie er für euch kämpfte, wird es sein Sohn in kommenden Tagen tun, wenn ihr ihm nur jetzt helft. Ich habe Purleemil mit den Sternenaugen seit langem geliebt, und ihr Herz hat mir immer gehört. Soll ein Mädchen auf Geheiß von Graubarten sein Herz einem Weibermörder schenken? Soll es den Geliebten verlassen? Soll es den lahmen Krüppel einem jungen, kräftigen, gutgewachsenen Mann vorziehen? Denkt an meinen Vater, ehe ihr eure Hand von seinem Sohne und den kommenden Enkeln abzieht! Niemals wollen wir wieder zu Tirtas Stamme zurückkehren, nein, eher soll mein Speer Purleemil, meinen Herzensschatz, durchbohren, und mein Blut mit ihrem sich vereinen.« Wimbakobolo nchtete sich auf und machte als Krieger, mit den Waffen in der Hand, einen so mächtigen Eindruck auf die Alten, daß sie sagten: »Wir wären ja Narren, wenn wir den Sohn unseres alten Anführers den Feinden auslieferten. Er soll unser Führer sein wie einst sein Vater, und Purleemil wird die Mutter tapferer Krieger, die Sippe des Wimbakobolo ist stark, wie ihr Name es schon besagt, sind es Männer wie Berge.« Dann wandte ein Alter sich zu den Boten und sagte: »Bestellt dem Tirta, er möge auf das Feld kommen, dort wird er dem Wimbakobolo begegnen, und sie können ihren Zwist auskämpfen. Will Tirta nicht, dann soll der Feigling nach Hause gehen und dort bleiben. Wimbakobolo bleibt bei uns, und wir liefern ihn an niemand aus.« Die Boten kehrten zu ihrem Stamme zurück, doch kein Tirta erschien und nahm die Herausforderung an, er ging mit den anderen an den großen Fluß zurück. Wimbakobolo und Purleemil lebten in Frieden und waren beim ganzen Stamme beliebt, denn er war ein tüchtiger Jäger und sie eine Sängerin lieblicher Lieder. Nach einiger Zeit, als schon die kalten Winde über den Bouika strichen, brach der Stamme das Lager ab und schlug es weit entfernt davon wieder auf, wo die Bäume mehr Schutz boten und Feuerholz vorhanden war, denn der Winter stand vor der Tür.

Noch vor Winters Ende wurde dem Wimbakobolo und der Purleemil ein Sohn geboren. Als der Stamme sah, was es für ein dickes Kerlchen war, nannte er es scherzhaft »den kleinen Häuptling« und brachte ihm allerlei Geschenke, Spielbumerangs, Wurfbretter und anderes mehr, so daß die Augen der Mutter vor Stolz leuchteten; und der Vater begann schon mit der Anfertigung von Waffen, die der Junge später gegen die Feinde des Stammes gebrauchen sollte, der sie aufgenommen hatte. Und Purleemil sang neue Lieder, welche die Geister sie gelehrt hatten, von ihrem Söhnchen, das ewig leben und der Schönste in den Gefilden des Hinterlandes sein sollte. Wenn Purleemil Lieder sang und der Säugling kreischte und lachte, dann sagte der Vater nur wenig, aber er setzte eine so frohe Miene auf, sobald er vom Schnitzen der Waffen mit dem Opossumzahn aufsah und von Zeit zu Zeit nach Weib und Kind hinblickte, daß alle über seinen glücklichen Stolz lächelten, und sich von Herzen freuten, daß die Alten Purleemil nicht ausgeliefert hatten, um die Frau des Weibermörders Tirta zu werden. Der Winter ging vorüber, und als der Sommer nahte, machten sich alle fertig, um zu den Jagdplätzen zurückzukehren, wo damals die Flüchtlinge zu ihnen gestoßen waren. Doch Purleemil sang nicht mehr. Die Geister hatten ihr verkundet, daß bald ein großes Unglück geschehen würde. »Laß uns hier im Winterlager bleiben,« sagte sie zu ihrem Gatten, »wo wir so glücklich gewesen sind. Ich fürchte, wir verlieren unseren kleinen Häuptling, wenn wir fortziehen. Lieber Mann, wir wollen hierbleiben.« »Liebe Frau, das ist unmöglich, der Stamme würde mich einen Feigling schelten, der Angst vor Tirta hat.« »Und doch, lieber Mann, ist es besser, ein Feigling genannt zu werden – und alle wissen es ja, daß du es nicht bist –, als unsern kleinen Häuptling zu verlieren. Ohne ihn würde unser Leben einsam sein, er ist die Sonne, die unsere Tage erhellt, ohne ihn würden sie ewig dunkel wie das Grab sein.«

»Liebe Frau, du hast recht, wo der kleine Häuptling bei uns ist, würde ein noch so langes Leben ohne ihn schrecklich sein. Doch weshalb sollten wir ihn verlieren? Haben die Geister nicht gesagt, er solle ewig auf den Feldern leben? Nun, Geliebte, weshalb wollen wir uns da groß um ihn bangen?« »Ich vermag es dir nicht zu sagen. Die Geister haben gewiß die Wahrheit gesprochen, und doch sagen sie jetzt – in jedem Lufthauch vernehme ich ihre Stimme –, daß uns ein Unglück bevorsteht.« »Aber doch nicht dem kleinen Häuptling, Purleemil! Vielleicht dem Stamme, der uns aufgenommen hat, und den können wir doch nicht verlassen, und der soll dem drohenden Unglück nicht allein entgegenreten. Komm nur mütig mit, Mutter vom kleinen Häuptling, sonst trinkt er noch Furcht an deiner Brust!« Da drückte Purleemil das Kind an sich und sprach nicht mehr von ihren Befürchtungen. Und als die Tage frohlich in dem neuen, und doch alten Lager dahin flossen, waren bald alle Ängste vergessen, und die Geister stellten die Warnungen ein. Als eines Nachts der ganze Stamme, der die drohende Gefahr nicht ahnte, fest eingeschlafen war, da umzingelten die Feinde, die nur auf eine gute Gelegenheit gewartet hatten, das Lager. Näher und immer näher schlichen sie sich unter der Führung des Tirta heran. Er war ein zu großer Feigling, um den offenen Kampf zu wagen, er schlich sich nachts wie ein Dingo ins Lager und wollte die hinterrücks töten, die ihm seine Beute, die Purleemil, entrissen hatten. Ja, sie sollte erschlagen werden, und mit ihr die übrigen Männer, Frauen und Kinder, alle, alle, sollte sie seinem Haß geopfert werden. Er hatte sich seinen Plan gut ausgedacht, er hatte so lange gewartet, bis alle Befürchtungen vor einer Rache eingeschliefen und die Wachsamkeit vernachlässigt worden waren. Ganz lautlos krochen sie näher und immer näher heran.

Der kleine Häuptling fuhr im Schlaf auf. Purleemil beruhigte ihn wieder und erzählte ihm von den Geistern, die gesagt hatten, daß er ewig auf den Feldern leben und der Herrichste, Schönste sein sollte, da war er bald wieder still, und auch die Mutter schlief wieder ein und schmiegte sich näher an den so heißgeliebten Wimbakobolo heran. Sie ahnte nichts von der drohenden Gefahr. Zu ihren Füßen heulte ein Hund, und Wimbakobolo fuhr aus dem Schlaf in die Höhe, und wieder heulte der Hund, da stand Wimbakobolo auf, doch kaum hatte er sich erhoben, da fiel ihm ein tödlicher Schlag von Tirta zu Boden. Der Feind fiel in das Lager ein und erschlug die meisten Schläfer an Ort und Stelle, nur einige fanden noch Zeit, ihre Waffen zu ergreifen, doch sie verteidigten sich vergeblich. Tirta hatte schon seit Tagen die Hütte von Purleemil ausgekundschaftet. Er hatte sich ihren Gatten zum Opfer auserlesen. Als er ihn getötet hatte, durchbohrte der Teufel den kleinen Häuptling mit seinem zackigen Speer. Als Purleemil, die liebevolle Sängerin, ihren Gatten und das Kind vom Speer des Feindes durchbohrt, neben sich erblickte, versagte ihr die Stimme im Halse. Sie entwandte dem Tirta den Speer und stieß sich die Spitze, die den Leib ihres Kindes durchdrungen hatte, in das eigene Herz. Mit dem kleinen Häuptling so fest verbunden fiel sie tot über den Leichnam ihres Gatten hin, und das Blut der drei floß zu einer Lache zusammen. So vollzog sich die Rache des Tirta. Keiner vom Stamme, der den Flüchtigen Obdach gewährt hatte, war am Leben geblieben. Tirta und sein Stamme überließen die Erschlagene den Habicht und kehrten nach Kailawalla zurück. Im Jahr darauf wollten sie auf den Jagdgründen ihrer toten Feinde jagen. Als sie dort ankamen, schlugen sie ihr Lager in einiger Entfernung von dem Platze auf, wo das Gemetzel stattgefunden hatte, damit die Geister der Toten sie nicht belästigten. Nachts sah man seltsame Lichter an der Stelle, und sie dachten, daß die Geister abwesend wären. Am andern Morgen wollten sie Wasser aus dem Bouika-See holen. O, wie glitzerte der in der Sonne! Aber war das denn Wasser? Sie blieben stehen und schauten genau hin. Das war kein Wasser vor ihnen. Sie gingen weiter, und nun sahen sie, daß der große See zu Salz erstarrt war. Da erschrak der Stamme und kehrte nach seinen eigenen Jagdgründen zurück, denn kein Mensch wagt die Geister herauszufordern. Tirta sagte, er würde nachkommen; aber erst wollte er noch einmal dahingehen, wo die Gebeine seiner Feinde bleichten; die zu sehen, sagte er, würde ihm eine ganz besondere Freude machen. Er trug noch immer den Haß im Herzen. Doch, so dachte er, mußten seine Augen sicherlich von dem Glanz des Salzsees ganz geblendet sein, denn als er an die Stelle kam, wo die erschlagenen Feinde liegen sollten, da sah er dort keine Knochen mehr, Mengen, große Mengen wunderschöner, prächtig roter Blumen wuchsen dort, Blumen, wie er sie noch nie gesehen hatte. Als er ganz benommen vom Staunen darauf hinschaute, reckte sich vom Himmel ein großer Speer herab, traf ihn in die Seite und hob ihn in die Höhe. Wie er so in der Luft schwebte, hörte er, obwohl er niemand sah, eine Stimme sagen: »Wie darfst du feiger Mörder von Frauen und Kindern es wagen, deinen Fuß auf eine Stelle zu setzen, die für immer durch das von dir vergossene Blut geheiligt ist? Vom Blut des kleinen Häuptlings, seiner Mutter und seines Vaters, das hier zusammenfloß und erblühte, wie du jetzt siehst, kein Mensch kann das Blut ertönen, denn im Blut steckt noch mehr als das Leben des Fleisches. Ihr Blut soll ewig leben bleiben, mit seinem glühenden Glanz soll es die kahlen Felder verschönen, wo die Salzseen sich befinden, die getrockneten Tränen der Geister, deren Lieder Purleemil so lieblich sang, die salzigen Tränen, welche sie vergossen, als du und deinesgleichen das Leben des von ihnen geliebten Stammes auslöschtest. Ewig sollst du hier vor deinem Werk, vor deiner feigen Tat sitzen bleiben!« Als der Geist das gesagt hatte, ließ er Tirta, vom Speer durchbohrt, auf den Boden hinab. Im Laufe der Zeiten wurden Mann und Speer in Steine verwandelt und wurden zum ewigen Denkmal der Macht des Geistes. Und zu den Füßen Tirtas breitete sich die wundervolle rote Blume aus, der Stolz der kahlen Ebenen im Westen, wo die Salzseen liegen – wir nennen sie die Wüstenerbse, doch den alten Männern war sie als Blutblume bekannt.

Annika Wiedmaier GB



Oguz Yilmaz GB

Keloglan und die Räuberbande

Textauszüge

Die Auszüge stammen von

(...) Eines Tages erwachte Keloglan aus seinem Mittagsschlaf, streckte sich und fragte seine Mutter. „Mutter, was hat mir Vater vererbt, als er starb?“ Die alte Frau musste lange nachdenken. „Nicht viel“ antwortete sie. „Im Schuppen liegen ein rostiges Gewehr und eine Kaspermütze mit Schellen. Das hat er dir vererbt, sonst nichts.“ Keloglan ging in den Schuppen und nahm sein Erbteil an sich. Die Schellenmütze steckte er unter sein Hemd und begab sich mit dem Gewehr auf Jagd. Er hatte Glück und schoss vierzig Goldfasane. Einen neben den anderen hängte er sie auf und lief vor Freude pfeifend nach Hause.

Plötzlich stellten sich ihm vierzig finster dreinblickende Burschen in den Weg. „Was für ein Zufall!“ lachten sie. „Vierzig Fasane hast du geschossen, und vierzig Mann sind wir, also genau einen für jeden von uns. Gib sie her!“ Als Keloglan widersprechen wollte, fing er sich vom Räuberhauptmann links, rechts! links, rechts! vier schallende Ohrfeigen ein. Der Hauptmann gab die Fasane einem Boten. „Bring sie zu mir nach Hause!“ befahl er. „Meine Frau soll sie braten, auf einem silbernen Tablett schön mit Reis anrichten und mit einem goldenen Tuch zudecken. Gegen Abend lasse ich sie abholen.“

Keloglan hatte alles gehört. Heimlich verfolgte er den Mann und fand heraus, wo das Haus des Räuberhauptmanns stand. Gegen Abend ging er vor dem Boten dorthin, gab sich der Frau als Gesandter der Räuber aus und ließ sich das schön angerichtete Silbertablett mit einem goldenen Tuch darauf aushändigen. Für den Räuberhauptmann schrieb er einen Zettel und heftete ihn an die Tür. Darauf stand: „Vierzig Goldfasane raubtet ihr mir. Und dann erhielt ich der Ohrfeigen vier. Habt ihr kein Benehmen und keine Manier: Euch werd ich's zeigen, ihr Nachtwächter, ihr!“

Wie Keloglan die Räuber das zweite Mal austrickst:

(...) Als Keloglan zwei Tage später am Seeufer angelte, sah er eine Gruppe von Reitern nahen. Schnell schmierte er sich lehmige Erde auf Kopf und Gesicht, damit die Räuber ihn nicht erkannten. Die Räuber fanden am Seeufer einen schmutzigen, verheulten Lausebengel. „Warum weinst du?“ fragte der Hauptmann. „Meine Mutter gab mir ihren Goldring, damit ich ihn reparieren lasse. Beim Spielen ist er mir ins Wasser gefallen. Sie prügelt mich bestimmt, wenn ich ohne Ring nach Hause komme“, erklärte Keloglan zwischen zahlreichen Schluchzern. Da fingen vierzig Augenpaare an zu glänzen. „Alle hinein ins Wasser!“ befahl der Hauptmann.

Die Räuber zogen sich aus, sprangen in das eiskalte, faulige Wasser und wühlten im matschigen Grund. Doch so sehr sie auch wühlten, konnten sie nichts finden. „Ihr seid keine Räuber, ihr seid Hampelmänner!“ schimpfte der Hauptmann, zog sich schließlich selbst aus und tauchte unter. Während die Halunken den Boden des Sees durchwühlten, sammelte Keloglan ihre Kleider ein, schrieb einen Zettel und verschwand. Auf dem Zettel stand erneut: „Vierzig Goldfasane raubtet ihr mir. Und dann erhielt ich der Ohrfeigen vier. Habt ihr kein Benehmen und keine Manier: Euch wird ich's zeigen, ihr Nachtwächter, ihr!“ Als die Räuber blaugefroren aus dem Wasser kamen und den Zettel fanden, wussten sie Bescheid. „Schon wieder dieser Glatzkopf!“ seufzten sie (...)

Die Räuber suchen Zuflucht beim König:

(...) Nun aber hatten die Räuber endgültig die Nase voll von Keloglans Streichen. Am nächsten Tag gingen sie zum König des Landes, mit dem sie gut befreundet waren, um Keloglan anzuschwärzen. (...) „Was?“ staunte der König. „Dieser Lausebengel hat euch so übel mitgespielt? Was für eine Schande! Werft ihn sofort in den Kerker!“ Die Wächter schnappten Keloglan und sperrten ihn ein, aber nicht in den Kerker, denn dort war kein Platz mehr. So sperrten sie ihn in die Vorratskammer des Palastes, was natürlich ein Fehler war. Als Keloglans Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, kam er sich vor wie im Paradies und aß so viel und so lange, bis sein Bauch kugelrund wurde (...)

Keloglans Traum:

(...) Gül war die Einzige, die nicht weglief, wenn Keloglan auftauchte. Und in sie hatte er sich verschaut. Niemand im Dorf wusste von Keloglans heimlicher Liebe. Doch auch

Gül liebte Keloglan heimlich, und - wie er - war auch sie zu schüchtern, sich ihm zu offenbaren. Ihr gefielen Keloglans lustige Streiche, seine ruhmreichen Taten und sogar seine Glatze. Und Gül war bekannt dafür, dass sie bekam, was sie sich in den Kopf setzte. Als sie hörte, wie Keloglans Mutter, die sich zu dieser Gelegenheit ihr schönstes Kopftuch umgebunden hatte, an Stelle ihres Sohnes beim Vater um ihre Hand anhielt, dieser aber mit einem entschlossenen "Niemals!" antwortete, warf sie sich vor den Augen von Keloglans Mutter auf den Boden. Sie schrie, heulte und vergoss so viele Tränen, dass dem armen Vater am Ende keine andere Wahl blieb, als in die Heirat einzuwilligen.

Die Hochzeit wurde wunderbar. Weil Keloglan eine Halbwaise war, wurde das Fest nach Landessitte von den Dorfbewohnern ausgerichtet. Obwohl viele von Ihnen unter Keloglans Streichen gelitten hatten, sammelten sie Geld, bestellten ein Brautkleid für Gül und neue Schuhe für Keloglan. Als die Hochzeitsgesellschaft versammelt war, spielte ein großes Orchester zum Tanz auf. Es erklangen die Hochzeitstrommel, die Kegeloboe, Gesang und Klavier. Trompeten, Hörner, Posaunen und Tuben gesellten sich dazu, und damit auch der Letzte am Ende des Dorfes gut hören konnte, wurde die Musik mit Pauken, Trommeln und Becken verstärkt. Drei Tage und drei Nächte feierten die Gäste und das ganze Dorf stand Kopf (...)

Wie Keloglan am Ende den König überlistet, sei hier noch nicht verraten. Nur soviel als wird eine spannende und vergnügliche Geschichte! Vorab lesen kann man hier:

Kemal Kurt, *Als das Kamel
Bademeister war. Keloglans
lustige Streiche.*

Edition Orient, Berlin 2001.

96 Seiten.

Altersempfehlung: ab 5.

ISBN 978-3-922825-64-7

Als das Kamel
Bademeister war